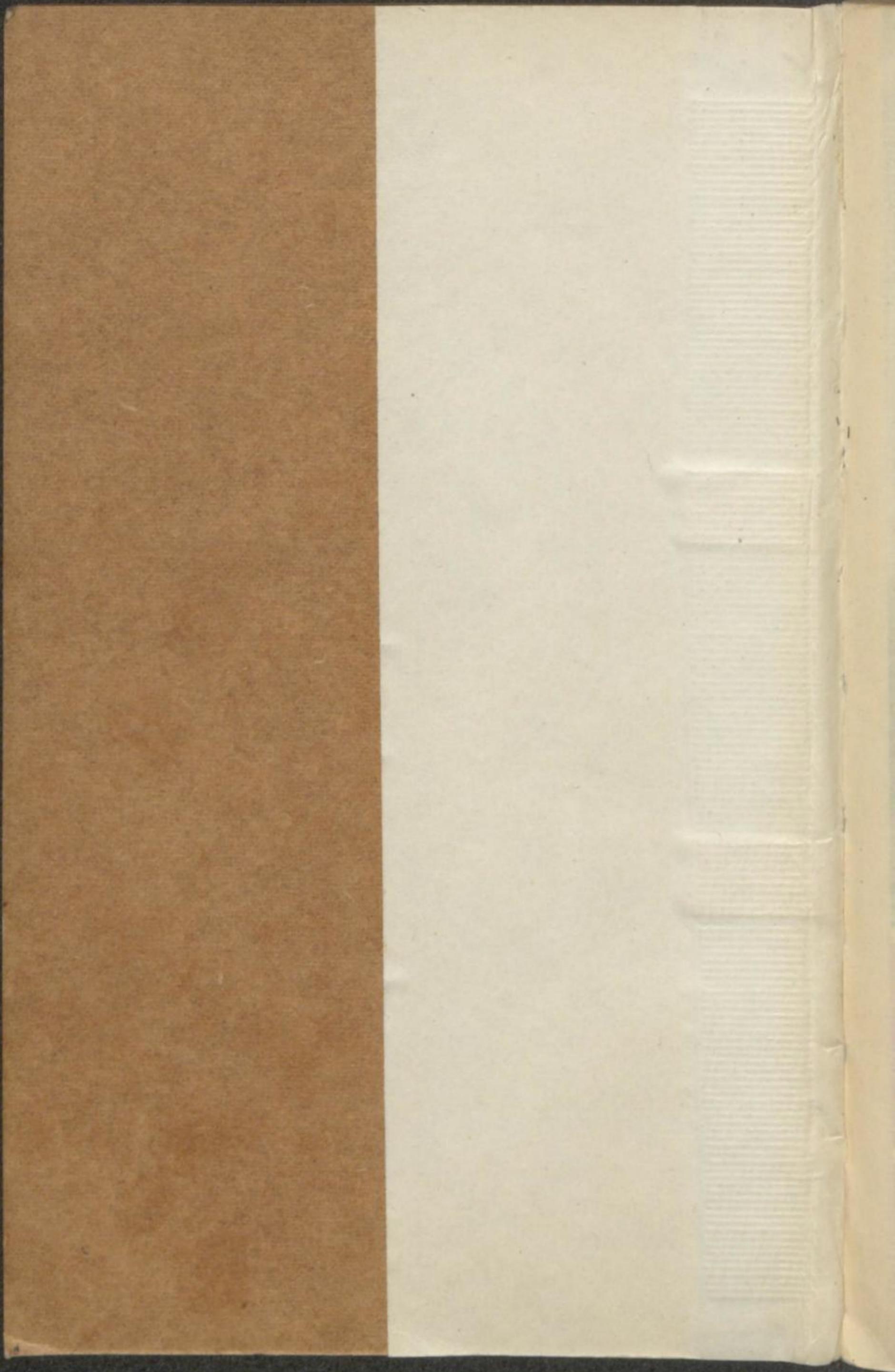


Sächsische

36	8 <sup>o</sup>
----	----------------

2870
------

Landesbibl



STÄDTE UND LANDSCHAFTEN



*Auersberggebiet*

*Schneeberg · Aue · Schwarzenberg*



STÄDTE UND LANDSCHAFTEN

HEFT 16



MANFRED BLECHSCHMIDT  
V/

AUERSBERGGEBIET  
SCHNEEBERG · AUE · SCHWARZENBERG

1962

VEB BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT  
LEIPZIG

Sächsische  
Landesbibliothek

24. APR. 1962

Dresden

P

## BERGE UND WÄLDER

Du stehst auf einer Höhe des Gebirges und blickst hinein in das weite Land. Berge und Täler wechseln einander ab wie das Gewoge des Meeres.

Urgewaltige Kräfte, im Schoße der Erde entfesselt, formen die Landschaft in vielen Millionen Jahren mit riesigen Töpferhänden. Glättend zog die Abtragung darüber hin und beseitigte, was zu schroff und eckig war. Zu einem langen Gebirgsdach vereint, erheben heute die Berge ihre Häupter und machen die Erde dem Himmel nahe.

Wie sie wohl wurden?

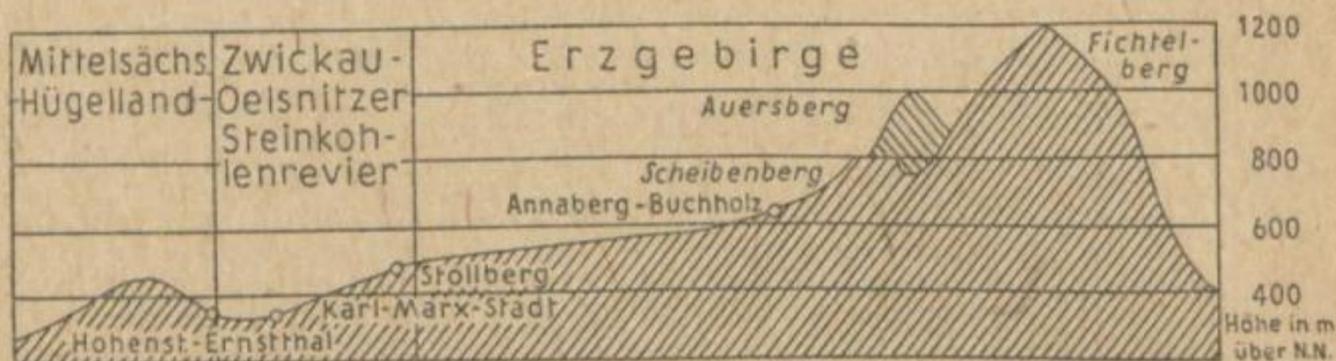
Als die glutheiße Erde erkaltete, ergoß sich über einen langen Zeitraum hinweg, anfangs kochend heiß, das Meer über das Land. Im Karbon wuchteten Riesenkräfte in zeitlich getrennten Phasen ein mächtiges Faltengebirge empor. Halbkreisförmig, in Schwellen und Senken gegliedert, erstreckte es sich von Südfrankreich quer durch Süd- und Mitteldeutschland bis in das Gebiet der heutigen Sudeten. Die Geologen nennen es das Variszische Gebirge.

Als Teil dieses Gebirges entstanden in Sachsen drei von Südwesten nach Nordosten verlaufende Falten, zusammengesetzt aus Gneis, Phyllit, Glimmerschiefer, Granit u. a. Eine dieser drei Falten, vorwiegend aus Gneis und anderen Gesteinen bestehend, verlief im Gebiet des heutigen Erzgebirges. Eine andere, größtenteils aus Granulit aufgebaut, entstand im Gebiet des mittelsächsischen Hügellandes. In diese Falten ergoß sich das Magma und erstarrte zu Granit, während sich die Nachbargesteine zu Kontaktgesteinen umwandelten. Heiße, verdünnte Minerallösungen und -dämpfe füllten Risse und Schründe der erstarrenden Magmakörper und bildeten Erzgänge.

In der Folgezeit wurde dieses Hochgebirge stark abgetragen und eingeebnet. Die biegsame Gesteinsmasse wurde hart und spröde und erstarrte. Sie wurde zu einer flachwelligen bis ebenen Scholle abgetragen.

Etwa 200 Millionen Jahre später, im Tertiär, kam es zu gewaltigen Krustenverschiebungen und vulkanischen Bewegungen. In

dieser Zeit entstanden aus Bruchschollen die meisten deutschen Mittelgebirge, auch das Erzgebirge. Hier bäumten sich die Massen zur Pultscholle auf, während der Südrand abbrach. In die Tiefe gesunken, entstand daraus das nordböhmische Becken.



Die einsinkenden Massen preßten den unterirdischen Magma-brei zutage. So formten sich die Basaltberge des mittleren und östlichen Gebirges, die jüngsten der erzgebirgischen Berge. Fortwährend ändert die Erosion am Gebirge und vollendet, was erdinnere Kräfte begonnen, gleich einem Meister, der dem Werk den letzten Schliff verleiht, freilich nicht gleichmäßig. Sind die Gesteine nicht hart genug, strudelt das Wasser tiefe Schüsseln heraus, schleift die Spitzen und Kuppen ab und füllt die Täler mit Geröll. Bäche sägen sich hinein in den weicheren Grund, und das Eis zertrümmert die Felsen. Widerstandsfähige Gesteine dagegen bleiben als Härtlinge erhalten.

So formten sich die Berge und verändern unablässig ihr Gesicht. Als sie waren, kroch der Wald von den Niederungen hinauf zu den Gipfeln und verhüllte der Berge nackte Leiber, breitete Gewänder über die Hänge und setzte ihnen dunkelgrüne Kappen auf.

Dann kamen die Menschen, staunten Berge und Wälder an und erschauerten vor ihrer Größe. Sie liebten beide, doch fürchteten sie sich vor ihnen. Aus Bergen und Wäldern stieg der Glutball der Sonne, kroch die Finsternis, floß Wasser und kam der Wind.

Den Wald droben auf dem Gebirge nannten sie Miriquidi, schwarzen Wald. Jahrtausende blieb er unberührt, als anderes Land schon längst besiedelt war. An seinen Ausläufern brandete die Völkerwanderung und strömte daran vorüber. Nur in den

niederen Tälern wurden Menschen seßhaft. Ein Regensburger Pfaffe schrieb 1147 in der „Kaiserchronik“ über den erzgebirgischen Urwald, den er den böhmischen Wald nennt, er sei allenthalben verhaget, daß niemand durchzukommen vermag, er hätte denn das Leben verloren.

Indessen kämpfte in ihm Starkes mit Schwachem, Licht mit Finsternis den Jahrtausende währenden Kampf. Baumriesen, die Generationen überdauert hatten, stürzte der Sturm in wildes Astgewirr. Giftig schillernde Sümpfe fraßen vom Boden, Hochmoore mordeten Bäume und Sträucher. Bäche, zur Schneeschmelze zu reißenden Ungeheuern geworden, verlegten ihr Bett und schütteten ihr Geröll in das Unterholz. Dort aber, wo im steinigen Boden Wurzeln faulten, wohnten Fuchs und Dachs, in den Baumkronen turnten Luchs und Marder, Wölfe zerbelerten die Nacht, wenn die Hirsche orgelten. Das war der Miriquidi, der schwarze Wald.

Der Mensch lernte immer mehr Werkzeuge erfinden, handhaben und sich damit den Naturgewalten widersetzen. Er verlor die Furcht vor dem Wald und drang in sein Inneres, zunächst die Flüsse entlang, später auf holprigen Wegebändern. So kam er in den schwarzen Wald, bäumte sich gegen den Urwald und rang ihm den Ackerboden ab. Schweiß und Tränen waren der Dünger des urwaldlichen Siedlerlandes.

Wie heißt ein altes Bauernwort?

„Dem ersten den Tod,  
dem zweiten die Not,  
dem dritten das Brot.“

Doch gerade darum krallten sie sich fest in den Boden und gingen nie wieder davon. Ihnen folgten die Bergleute, angelockt vom großen „Bergkgeschrey“ kamen sie aus allen deutschen Landen. Sie durchwühlten den Boden und blieben doch arme Maulwürfe. Reich wurden jene, die die Kuxe besaßen, Handelsherren irgendwo in Zwickau oder Nürnberg.

Karg blieb das Leben der Menschen in den Bergen die Jahrhunderte hindurch. Dabei waren die Berge voller Reichtum. In

ihrem Inneren trugen sie Erze, auf ihren Rücken Wälder. Der Reichtum ward wenigen, den vielen blieb Not.

Was singen die Dichter von stiller Zufriedenheit der Gebirgler? Welch eine Entstellung! Sie rangen nicht weniger um ein besseres Leben als alle die anderen Unterdrückten und Ausgebeuteten.

Erst jetzt ist ihnen das Gebirge zur wahren Heimat geworden, denn Berge, Wälder und erzene Schätze gehören ihnen, und jene, die unterdrückten und ausbeuteten, sind fort. Aus den Häusern ist die Not gewichen, aus den Gesichtern der Menschen die Sorge, und dort, wo Schlote qualmen, qualmen sie auch für dich!

### DEM HIMMEL NAHE

Breit und wuchtig hebt sich aus der Familie der westerzgebirgischen Berge der Auersberg empor. Mit 1019 Metern über dem Meeresspiegel ist er der zweithöchste Berg des sächsischen Erzgebirges. Nur der Fichtelberg steigt höher hinauf.

Als die Erosion dem Gebirge sein Gesicht gab, wurde er als Härtling herauspräpariert. Er wird von dem Rest einer mächtigen Schicht Kontaktgestein überzogen, die den darunterliegenden, leichter verwitternden Granit schützt. Um ihn her, wo sie fehlt, hat das Wasser Einschnitte in den Granit gesägt und Mulden und Schüsseln ausgestrudelt. Heute sind viele von ihnen Wassereinzugsgebiete für die Talsperre in Sosa, und ihre Wälder gehören zu einem großen Waldschutzgebiet.

Seit eh und je lockte der Berg Menschen in seine Nähe. Als man beim Ringwall in Blauenthal einen Wasserfall baute, fand sich ein Feuersteinmesser als spärliches Zeugnis aus jener Zeit.

Seit der Wald das Gebirge eroberte, hüllt er auch den Berg unter seine Decke. Der Wind zerzaust, rüttelt und schüttelt ihn, und im Winter legt sich oft eine meterdicke Schneemasse darauf. Die Jagd auf seinen Hängen brachte reiche Beute denen, die das Vorrecht ihrer Ausübung genossen. Am Fuße des Berges schwelten die Meiler bis in die jüngste Vergangenheit.

Zwischen den Bäumen gruben Schwielenfäuste Erze: Eisen, Zinn, Kobalt und Nickel. Bereits die Bergbücher von 1527 sind

angefüllt mit Verleihungen am Auersberg. Alte Flurnamen deuten auf erreiche Zeiten hin. Der Wald ist zerfurcht von verfallenen Schürfen, Halden und Senken. Noch vor achtzig Jahren befuhren die Bergleute einzelne Stollen. Heute ist es still geworden am Auersberg.

Viele, die zum Gipfel wollen, benutzen die Waldstraße von Eibenstock nach Johannegeorgenstadt. Kurvenreich schmiegt sie sich in die Landschaft, windet sich an den Hängen hin und bleibt immer nahe der Großen Bockau, einem Gebirgsbach, der oben vom Kammwald am Großen Kranichsee kommt. Der Straße sagt man nach, sie sei wegen ihrer Romantik und ihres guten Zustandes eine der schönsten des Westerzgebirges.

Auf ihr rollte schon Goethe in seinem Kutschwagen lang, als er von Karlsbad kam. Während dieser Fahrt soll sein Gedicht „Das Tagebuch“ entstanden sein. Diese Straße sah aber auch Tränen und Elend. Sie entlang trieben 1945 entmenschte Schergen die Häftlinge des Konzentrationslagers Flossenbirk. Die durch Hunger und Mißhandlungen zermürbten Menschen, die diesen Elendsmarsch nicht durchhielten, wurden durch Genickschuß ermordet. Am ersten der vier Gedenksteine, der dicht hinter der Waldschenke bei Eibenstock steht, wurden nicht weniger als 19 Häftlinge getötet. Verweile, wenn du vorüberkommst, und beherzige die Mahnung, die auf diesem Stein eingemeißelt ist: „Vergeßt uns nicht!“

Die Straße zieht noch eine Schleife, dann wanderst du hinein in die dunkle Stille des Waldes. Links unten gurgelt der Bach, rechts der Straße klettert der Hang hinan. Fichten und Buchen wechseln einander ab.

Plötzlich öffnet sich das Tor des Waldes. Fast schmerzen dir die Augen von der Lichtfülle. Vor dir liegt Wildenthal, ein Gebirgsdorf von wenigen hundert Einwohnern. Die steildachigen Häuser klettern am Hang hinan oder drängen sich an die Große Bockau. Die Bewohner sind Waldarbeiter oder fahren in die Betriebe nach Eibenstock und Johannegeorgenstadt. Ihre Fremdenzimmer sind ständig bewohnt, in den Gasthäusern haben Betriebe Ferienheime eingerichtet.

Manch einer steigt von Wildenthal aus den kehrenreichen Turm-

weg empor, um den Gipfel des Auersberges zu erreichen. Der Weg kostet Kraft und Schweiß, er entschädigt dich aber auch. Immer wieder bietet er dir neue Ausblicke in die wildromantischen Täler und Senken des Gebirges. Andere benutzen die Friedhofsschneise, die vom Wildenthaler Friedhof, der oberhalb des Ortes liegt, über den Mittelflügel zum Gipfel führt.

Kommt es dir auf ein paar Kilometer Umweg nicht an oder willst du dein Kraftfahrzeug nicht verlassen, so folge weiter der Straße. Bald hast du Oberwildenthal erreicht. Bevor die Straße ansteigt, um am Rehhübel ihre Haarnadelkurve zu ziehen, gabelt sie sich. Den rechten Teil der Gabel befahren jedes Jahr in den Maitagen die Friedensfahrer. Dicht hinter dem Buchkamm, einer Höhe, passieren sie die Staatsgrenze.

Am Forsthaus „Sauschwemme“ biegt links die Straße zum Auersberg ab. Auf ihr klettern die Kraftfahrzeuge hinauf. Nur Wagen mit starken Motoren erreichen ihr Ziel, den Parkplatz auf halber Höhe.

Eh und je zog es die Menschen auf den Berg. Schon im 17. Jahrhundert stand auf seiner Kuppe „wegen des schönen Prospektes“ ein Holzgerüst. Ein paar Schuppen in seiner Nähe dienten Jägern als Unterschlupf. Dieses Holzgerüst, sicherlich oftmals erneuert, mußte eines Tages weichen, denn 1869 ließ die Forstverwaltung einen Turm aus Granitsteinen errichten. In seinem zweiten Stockwerk erhielten Forst- und Jagdpersonal einen Unterstand. Schon damals lobte man den herrlichen Rundblick, den die Plattform des Turmes bot.

Doch bald waren die Fichten so hoch geworden, daß man vom Turm nur noch ihre Wipfel sah. So setzte man 1901 noch ein



Stockwerk auf. 1940 erhielt der Turm schließlich seine hölzerne Haube, die er noch heute trägt. Das im Blockhausstil gehaltene Unterkunftshaus wurde 1907 errichtet und 1914 erweitert. Heute bewirtschaftet es der Kreisbetrieb HO Wismut Aue.

Schon die Gipfelplatte bietet dir herrliche Ausblicke. Doch sind sie nur Steinchen zu einem großen Mosaikbild, das dir erst die Aussicht vom Turm eröffnet.

Fürwahr, du wärest nicht auf dem Auersberg gewesen, hättest du nicht den Turm bestiegen. Dort oben liegt dir das weite Land zu Füßen: ringsum Berge, Wälder, dazwischen saftiggrüne Wiesen, tiefeingeschnittene Täler. Dörfer leuchten in frohen Farben, und greifbar nahe ziehen die Wolken vorüber. Während dir der Blick nach dem Süden die große Waldeinsamkeit der Kammlandschaft eröffnet, zeigt dir der Norden das tätige Leben, die Umformung des Waldes in Ackerland und Siedlungen.

Wer kann das Panorama beschreiben, das sich dort oben dem Auge bietet! An der Turmbrüstung brachte man Hinweisschilder an, die dir helfen sollen, dich in der Weite der Landschaft zurechtzufinden. Eine Kantate<sup>1)</sup> schildert dieses Bild so:

„Heimat, Heimat, wir lobpreisen dich!  
Du steigst mit deiner Kämme Säume  
ins silbergraue Wolkenmeer,  
und durch die Wipfel deiner Bäume  
furcht tief der Wind, und ernteschwer  
wiegt sich das Korn und rauscht und singt,  
und aus den engen Tälern klingt  
das Lied der Räder und der Hämmer . . .“

Ostwärts des Berghauses führt ein Fußweg an Heidelbeer-  
gestrüpp vorbei hinab in das Steilgehänge bis zur Kleinen  
Bockau. Bleibe an diesem Bach, er führt dich zur „Talsperre  
des Friedens“. Auch auf dem nördlichen Mittelflügel kannst  
du sie erreichen.

---

<sup>1)</sup> „Sieg der Zukunft“, Erzgebirgskantate von Blechschmidt/Jacobi.

## IN DEN KAMMWÄLDERN

Rauh ist der Winter in den Kammwäldern an der Staatsgrenze, in die Carlsfeld eingebettet ist. Und lang dauert der Winter in 820 Meter Höhenlage.

Willst du Carlsfeld nicht mit deinem eigenen Fahrzeug oder zu Fuß erreichen, so mußt du dich der Kleinbahn anvertrauen, die in Wilkau-Haßlau von der Normalspur abzweigt, sie in Schönheide-Süd kreuzt und dann dicht neben der Wilzsch bis zum Dorf emporklettert.

Carlsfeld wurde 1677 durch Veit Hans Schnorr gegründet. Er ließ inmitten des Waldes ein Hammerwerk errichten. Die Umstände waren günstig. Der Wald brachte billiges Holz, billige Holzkohle, die Wilzsch ausreichend Wasser. Und die Menschen, die sich dort oben einmal ansiedelten, waren ebenso billige Arbeitskräfte.

Dieses Hammerwerk stellte vorwiegend Weißbleche her und wurde für lange Zeit die Brotquelle des Ortes. Als aber dann um 1820 englische Walzbleche den Markt überschwemmten, verstumten die Hämmer und rosteten. Um der Not entgegenzutreten, fertigten die Carlsfelder Wanduhren, der Staat richtete eine Brettmühle ein, und geschickte Hände fertigten die ersten Akkordeons.

Bevor die ersten Hämmer auf das Eisen sausten, stand bereits auf der Weiters Wiese eine Glashütte. Sie soll 1625 gegründet worden sein. Die Hütte lag dort, wo heute die Wasserfläche der Talsperre vom Kammwind gekräuselt wird.

Daß Carlsfeld ein echter Glasmacherort wurde, verdankt es aber einem Zimmermann, den die Not erfinderisch machte. Er begann auf primitive Weise für die Bockauer Laboranten Flaschen herzustellen. Um 1870 griffen Kapitalisten die Glasmacherei auf und entwickelten daraus eine Industrie. Freilich hatte sie viele Krisen zu überstehen, pausierte sogar oftmals, doch seit man die Öfen erneut anblies, das war im Dezember 1945, gibt es für sie keine Krisen mehr. Anfänglich produzierte das Glashüttenwerk Fenstergläser, heute vorwiegend Verpackungsgläser.



Unmittelbar beim Glashüttenwerk, in der Mitte des Ortes, steht der achteckige Bau der Kirche. Sie ließ Veit Hans Schnorr errichten und 1688 einweihen. Als ältester Zentralbau Sachsens steht sie unter Denkmalschutz. Erst vor wenigen Jahren wurde das Baudenkmal mit wesentlicher Unterstützung durch unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat neu hergerichtet.

Die Kirche stand schon vor den berühmten Kirchenbauten George Bährs, zu denen auch die beim Terrorangriff britisch-amerikanischer Bomber zerstörte Dresdner Frauenkirche gehört. Carlsfelds Kirche wurde unter Leitung des Lößnitzer Tischlers Roth in barockem Stil nach italienischen Vorbildern errichtet. Zentralkirchen unterscheiden sich von Schiffkirchen dadurch, daß die Turmspitze über dem Mittelpunkt des Bauwerkes liegt. Geschwungene Türme, wie der von der Carlsfelder Kirche, nennen die Fachleute „Laterne“. Einige Berühmtheit haben auch die am Altar angebrachten Plastiken des Schneeberger Meisters Andreas Petzold.

Willst du zur Talsperre oder zum Hochmoor Großer Kranichsee, so steige den Südhang hinan. Bevor dich der Wald umgibt, dort, wo das Gasthaus „Talsperre“ steht, blicke noch einmal zurück. Unter dir liegt in einer flachen Mulde der Ort. Du kannst ihn fast überblicken. Nahe der Kirche steigt der Rauch des Glashüttenwerkes zum Himmel, dicht bei der Schule entdeckst du das Werk II des VEB Klingenthaler Harmonikawerke. Drüben siehst du die neuen Gebäude der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft „Aufbau“. Sie zählt zu den höchstgelegenen in unserer Republik.

Auf dem Sachsenberger Weg hast du bald die Talsperre Weiters Wiese erreicht. Noch verbirgt der Wald ihre Reize. Verlasse

den Weg auf wenige Schritte. Schon hast du einen weiten Blick über die Wasserfläche. Rings um sie steilt der Wald empor. Vielleicht steigen ein paar Wildenten in den Himmel, vielleicht huschen ein paar Sonnenlichter über die herbe Landschaft.

Die Talsperre Weiters Wiese liegt 910 Meter hoch. Sie ist die höchstgelegene Talsperre unserer Republik. Ihr Wasser bringt die Wilzsch, ein Bach, der mithilft, den Großen Kranichsee zu entwässern. Fortwährende Hochwassergefahr zwang in den zwanziger Jahren die sächsische Landesregierung zu diesem Projekt. Auch die Trinkwasserversorgung verschiedener Orte des Gebirges, bis hinunter nach Zwickau, sollte die Sperre sichern helfen. 1926 wurde der Bau begonnen und 1929 beendet. Um die Bruchsteine zu bearbeiten, hatte man eigens Spezialarbeiter aus Bayern kommen lassen. Die Wasserfläche, die du kaum überblicken kannst, ist rund 46 Hektar groß und hat fast die Form eines Flugzeuges. Etwa drei Millionen Kubikmeter Wasser muß die 200 Meter lange Mauer stauen. Sie krümmt sich nach einem Kreisbogen von 160 Metern. In der Mitte des Grundes ist die Mauer 30 Meter hoch, am Fuße 19 Meter und oben auf der Krone 3,70 Meter dick.

Da die Talsperre Trinkwasser sammelt, darf in ihr nicht gebadet werden. Deswegen grenzt sie auch stellenweise ein Zaun ab.

Willst du zum Großen Kranichsee, so wandere weiter auf dem Sachsenberger Weg. Von der Sperrmauer bis zum Hochmoor mögen es etwa zwei Kilometer sein. Ein Wegweiser linker Hand lenkt dich zum Ziel.

Die Bildung des Hochmoores begann während der Nacheiszeit. In einer weiten Gebirgsmulde mit wasserundurchlässigem Grund hat sich Schnee- und Regenwasser zu einem flachen Teich gesammelt. Hier fanden die Torfmoose günstige Lebensbedingungen. Jährlich wuchsen sie ein Stückchen höher und konservierten darunterliegende Pflanzen und Pflanzenteile, die so verrummelten. Da in der Mitte dieser Mulde mehr Feuchtigkeit vorhanden war als an den Rändern, wuchs dort das Moos rascher, das Moor wurde mächtiger und bekam so seine uhrglasförmige Wölbung. Woher der Kranichsee seinen Namen hat, ist nicht geklärt. Eines steht fest: keinesfalls von dem aschgrauen, storchenähnlichen

Zugvogel. Wahrscheinlich kommt er von dem slawischen Wort granice, das etwa soviel wie Grenze heißt.

Als Wasserscheidenhochmoor mit arktoborealer Flora stehen der Große und der ostwärts von ihm liegende Kleine Kranichsee unter Naturschutz. Eine ähnliche Flora wie hier findet sich nur auf den oberbayerischen Hochmooren und denen des hohen Nordens. Bereits 1912 wurden Teile des Großen Kranichsees unter Schutz gestellt. Heute ist das Gebiet auf 294 Hektar erweitert worden. Man hat auch die um das Moor herumliegenden Wälder in den Schutz mit einbezogen.



Das eigentliche Hochmoor ist etwa 10 Hektar groß. Doch nur ein Drittel davon liegt auf deutschem Gebiet. Von Ost nach West verläuft mitten durchs Moor die Staatsgrenze. Die restlichen zwei Drittel liegen auf dem Gebiet der ČSSR.

Durch die Wilzsch, die Große Pyra und die Große Bockau wird das Moor in die Zwickauer Mulde entwässert. Die Rohla führt auf dem Gebiet der ČSSR Wasser vom Großen Kranichsee in die Ohře (Eger).

Arm ist die Tierwelt auf dem Hochmoor. Nichts regt sich. Es sei denn, der Wind rüttelt an den akrobatisch gewachsenen Sumpfkiefen oder streicht mit weicher Hand über die Wollgräser. Außer Kreuzottern und einigen Insekten, unter denen sich der seltene Hochmoorgelbling befindet, suchst du vergeblich anderes tierisches Leben auf dem Moor.

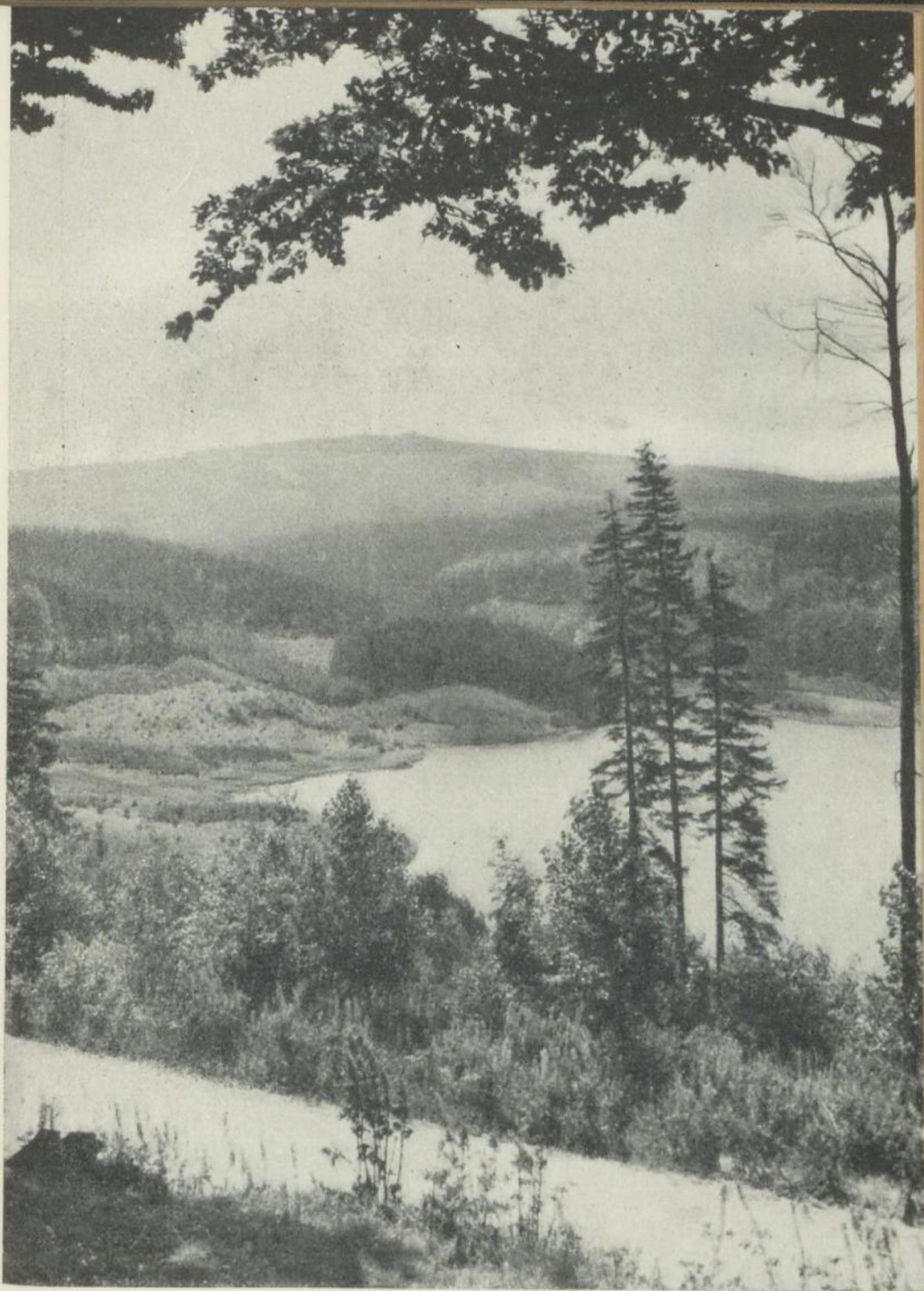
Um so interessanter ist freilich die Pflanzenwelt. Sumpfkiefer, Riedgras und Torfmoos sind wohl die, die zuerst auffallen.

Der Kenner entdeckt weit mehr. Er wird bald eine ganze Handvoll Sphagnumarten (Torfmoose) unterscheiden können,

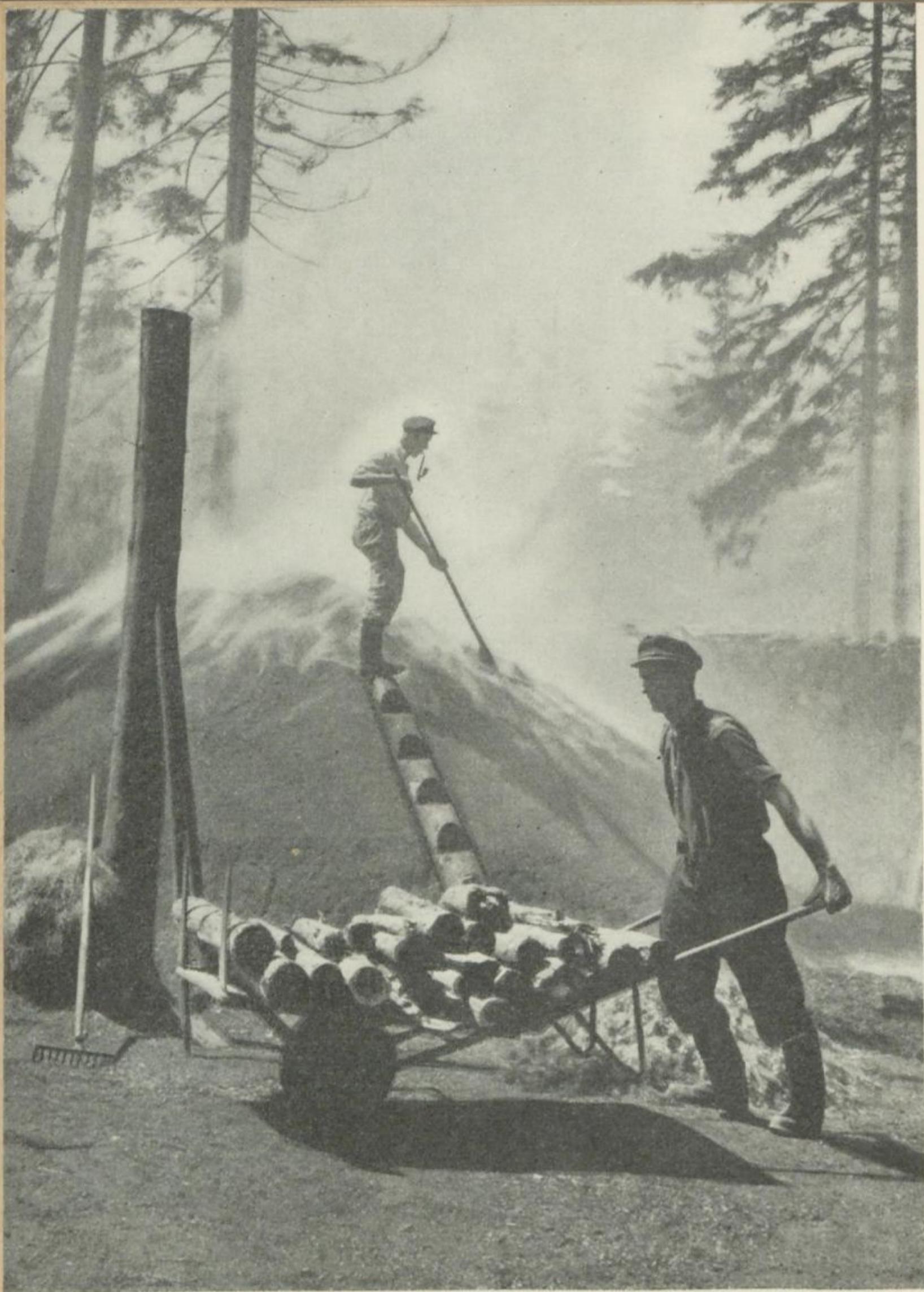
wird Moos- und Trunkelbeere finden, die Rosmarinheide, das Scheidige Wollgras, Rentier- und Becherflechten, das Isländische Moos, ja selbst den räuberisch lebenden Sonnentau. An trockenen Stellen wächst die Preisel-, Heidel- und sogar die Krähenbeere. Natur- und Heimatfreunde des Deutschen Kulturbundes bauten einen Knüppeldamm in das Moor. Verlaß ihn nicht! Du hilfst dadurch mit, ein Stück urtümlicher Natur erhalten! Bedenke auch, daß das Durchstreifen des Moores nicht ungefährlich ist. Die Schlenken und Mooraugen sind bis zu 20 Meter tief, haben keine festen Ränder, und dadurch sind sie oft heimtückisch. Der Volksmund weiß z. B. von den Wollgräsern auf dem Moor zu berichten, sie wüchsen aus Resten von Uniformen Holkscher Reiter, die bei Nacht das Moor überqueren wollten und alleamt in den Schlenken versanken. Seit dieser Zeit säßen die Reiter darin, zechten, spielten Karten und zögen den in die Tiefe, der sie bei ihrem Spiel stört. Beachte auch, wenn du den Großen Kranichsee besuchst, daß du dich unmittelbar an der Staatsgrenze befindest. Überschreite nicht aus Unachtsamkeit die Staatsgrenze, du ersparst dir Unannehmlichkeiten! Und noch eins beachte, reiße keine Pflanzen ab oder gar mitsamt der Wurzel aus.

## BEI DEN BÜRSTENMACHERN UND STICKERN

Wo der Wald vom Erzgebirge zum Vogtland hinüberwechselt, liegt das Bürstenländchen, die Heimat der Bürstenmacher. Aneinandergereiht wie eine kilometerlange Perlenkette, zieht sich Schönheide von der stürmischen Zwickauer Mulde bis hinan zu den Höhen des Schnarrtanner Waldes. Große Häuser und Fabriken geben dem Dorf ein städtisches Gepräge. Zwischen den Wiesen und Äckern der welligen Hochfläche des Eibenstocker Turmalingranits verliert sich Stützengrün mit seinen vielen Ortsteilen. Der Volksmund neckt, der Teufel habe sie im Galopp verloren, deshalb lägen sie so verstreut. Hinter dem Ort steigt die Höhe des Kuhberges bis auf 795 Meter über dem Meerespiegel empor. Hundshübel preßt sich dicht an einen Hang,



Talsperre des Friedens bei Sosa mit dem Auersberg



Bei den Sosaer Köhlern

als drohe es abzurutschen. Nördlich des Ortes hat ein Wässerchen ein tiefes Tal gesägt. Auf seiner gegenüberliegenden Seite tummeln sich hunderte Hühner einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft.

Viele Jahrzehnte schoben aus dieser Gegend die Bürstenmänner ihren Schiebbock in die Welt. In Bauchläden und Rucksäcken trugen sie all das von Haus zu Haus, was Bürstenmacherkunst hervorbrachte.

Sie waren von jeher im Hausieren geübt. Nachdem der Bergbau erlahmte, wurde für sie das Brot sehr teuer. Sie brannten Ruß. Den Söhnen wurde ein Holzfäßchen auf den Rücken geschnallt. So zogen die „Rußbuttenjungen“ in die Städte und verkauften der Väter Erzeugnisse als Grundstoff für Schuh- und Ofenwische. Später, als die nahen Hammerwerke aus Eisenstäben Bleche schmiedeten, ließen viele das Rußbrennen und nieteten die Bleche zu Ofenrohren, Lampen und allerlei Hausgerät zusammen. Als „Röhrenschieber“ waren sie überall im Lande bekannt. Man sagt ihnen übrigens den „Schiebböcker“ nach, eine einfache Mahlzeit aus Brot und Ziegenkäse. Als Spezialität wird sie noch heute in den Dorfschenken des Gebirges aufgetischt.

Daß aus ihnen Bürstenmacher wurden, daran war eigentlich der Wiener Kongreß schuld. Auf ihm hatte man die Hälfte des ehemaligen Kurfürstentums Sachsen den Preußen zugesprochen. Und als die Annexion vollzogen war, sperrte Preußen die Einfuhr sächsischer Waren durch hohe Zölle. Dadurch verloren die Wälder ihre besten Absatzgebiete, die Märkte und Messen in Torgau, Wittenberg und Naumburg. Die Not wuchs von Tag zu Tag.

Da versuchten zwei Schönheider Männer, das Holz des nahen Waldes zu nutzen. Wie es geschehen sollte, wußten sie selbst nicht. Sie probierten dies und das. Ohne Erfahrung, ohne Lehrmeister gingen sie zu Werk. Eines Tages brachte ihr Fleiß Lohn, das war im Jahre 1823. Aus heimischen Hölzern waren die ersten Bürsten entstanden.

In Wohn- und Hinterstuben, in Schuppen und auf Böden, überall wurden Bürstenbretter zugerichtet und Haare in ihre Löcher gezogen. Viele holten den altersschwachen Schiebbock

wieder hervor oder kramten den Bauchladen aus dem Gerümpel und zogen damit ins Land. Während die Frauen und Kinder daheim Ware zurichteten, war der Vater „auf Reisen“. Fortan ließen die Bürstenmacher keine Weihnachtsmärkte mehr aus. Auf keiner Leipziger Messe fehlten Bürsten aus dem Erzgebirge. Die zischende Dampfmaschine und der klackernde Automat fraßen bald das Hausgewerbe. Raffsüchtig rissen Unternehmer die Bürstenerzeugung an sich. So gab ein Hausgewerbler nach dem anderen auf und wanderte in die Fabrik. Zusehends vervollkommnete sich die Bürstenerzeugung. An Stelle der teuren Tierhaare zog man Fischbein, Reisswurzeln und Pflanzenfasern in die Ahorn- und Buchenbretter. Man ließ sie roh, polierte sie, legte Perlmutter ein oder versah sie mit ornamentalem Schmuck. Noch bevor das Jahrhundert zu Ende ging, kamen die ersten Einstanzmaschinen für Bürsten in die Betriebe. Fabriken für Etais, Kassetten und Nagelpflegebestecks entwickelten sich. Die Erzeugung stieg von Tag zu Tag und hätte jedem gutes Einkommen gesichert, benagte nicht ein teuflisches Akkordsystem wie eine Ratte den Lohn der Arbeiter. Nur die Unternehmer wurden davon reich. Dabei waren aus den Bürstenarbeitern längst Spezialisten geworden, deren Erzeugnisse Weltruf genossen und selbst die aus England und Frankreich überflügelten. Die große gesellschaftliche Umwälzung schuf auch im Bürstenländchen neue ökonomische Verhältnisse. An der Stelle, wo die Kleinbahn die Landstraße Schönheide–Stützengrün überquert, stehen wuchtige rote Ziegelgebäude mit weiten lichten Fenstern. Weithin leuchten die Dächer über die Stützengrüner Hochfläche. Es sind Gebäude der größten deutschen Bürstenfabrik, eines Betriebes des Verbandes Deutscher Konsumgenossenschaften. In ihm und in den Nebenbetrieben arbeiten über 1500 Bürstenmacher unter neuen Arbeitsbedingungen, frei von Ausbeutung, und schaffen für ihre sozialistische Heimat. Hunderte verschiedener Bürstenwaren erzeugen sie, von der Zahn- bis zur Bohnerbürste, vom Kehrbesen bis zum Spezialpinsel, vom Rasierpinsel bis zum Schrubber. Jährlich gehen Millionen davon in alle Welt.

Auch in den anderen Dörfern des Bürstenländchens, in Schönheide und Hundshübel, fertigen volkseigene, halbstaatliche

und private Betriebe und Produktionsgenossenschaften Erzeugnisse von Weltruf.

Nur wenige Kilometer sind es von dort bis zur alten Bergstadt Eibenstock. Kurvenreich ist die Asphaltstraße, die den Wald durchschneidet und beide Orte verbindet. Am Steilhang führt sie hin. Wo sie den Wald verläßt, öffnet sich die weite Flur. Wiesen und Wälder bedecken die sanft geneigten Hänge der Hochebene. In der Mitte erhebt sich eine Kuppe, die die Bergstadt trägt. Rathaus- und Kirchturm überragen die blauen Schieferdächer.

Stolperst du über das Holperpflaster der engen Gassen auf der Hochfläche, so erkennst du noch deutlich die fächerförmig ausstrahlenden Hufen des im 13. Jahrhundert von zwölf fränkischen Bauernsiedlern gegründeten Dorfes. Den Bauern folgten damals die Bergleute. Sie siedelten sich im Tale des Dönitz- und des Dorfbaches an, aus denen sie das Zinn seiften. Später gruben sie Stollen in die Hänge. Die Blüte des Eibenstocker Bergbaus lag in der Reformationszeit. 1560 ließ sich ein Bergamt nieder; seit dieser Zeit nennt sich Eibenstock freie Bergstadt. Noch bis vor etwa 100 Jahren wurde in Eibenstock nach Silber, Eisen und Zinn gegraben.

Um die Stadt herum ist der Boden zerschürft und zernarbt. Der Wald nördlich der Stadt zwischen Bühl und Gerstenberg ist voller Bingen und Halden. Dort liegt auch die „Schwarze Binge“, ein verfallener Schürfgraben oder Stollen und die alte Brendelzeche. Der Grüne Graben, der von Wildenthal her kommt, gilt als ein besonderes Bergbaudenkmal der Stadt.

Gehst du durch Eibenstock, so hörst du manches Mal das gleichförmige Scheppern der Stickautomaten, die in den Erdgeschossen und Nebengebäuden der Häuser bunte Fäden in Taft, Seide, Tüll und Samt knüpfen, Möbelbezugsstoffen fröhliche Muster geben oder für Damenwäsche reizvolle Einsätze fertigen.

Nachdem der Bergbau immer mehr zurückging, hatten es die Leute nicht besser als anderswo im Gebirge. Mit allerlei Gewerbe schlugen sie sich kümmerlich durchs Leben. Keines aber war dazu angetan, die Not wirklich zu lindern. Da besuchte

1775 Klara Angermann, die Tochter eines in kurfürstlich-sächsischen Diensten in Polen stehenden Forstmannes, ihre Verwandten in Eibenstock. Sie war erschüttert von der Not in der Bergstadt. Im Kloster von Thorn (heute Toruń, Volksrepublik Polen) hatte sie das Tamburieren gelernt. Diese Kunst vermittelte sie an die Eibenstocker Bürger weiter. Sie ahnte dabei nicht, daß sie damit zum „Engel aus dem Forsthaus“ würde, wie man sie später nannte.

Die Eibenstocker beherrschten bald das Tamburieren. Mit einer Häkelnadel stickten sie auf Rahmen in halboffenem oder klarem Grund von Musselin, Mull und Petinet Muster in bunten Farben. Das Tamburieren ging rascher als das Sticken mit der einfachen Nadel.

Anfangs tamburierten sie mit der Hand, bestickten Decken, Schals, Schleier und Tücher für die protzsüchtige Welt. Als sich aber die Eibenstocker Stickerei mit der aufkommenden Plauener Wäscheindustrie verwob, blühte das Gewerbe rasch auf und erreichte Glanzzeiten. Bald bauten findige Köpfe eine Tamburiermaschine, die später von der Handstickmaschine verdrängt wurde, weil sie statt einer zugleich Hunderte von Nadeln bewegen konnte. Dann kam die Schweizer Schifflistickmaschine. Sie arbeitet wie eine Nähmaschine mit Ober- und Unterfaden und mit automatisch gesteuerten Schiffchen. Dieser Automat, noch heute im Gebrauch, schafft um ein Viertel mehr als die vorangegangene Maschine und benötigt nur eine Person zur Aufsicht.

Kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges begann es in der Stickerei zu kriseln. Lange Zeiten des Stillstandes und der Arbeitslosigkeit folgten. Nur manchmal schnappte der eine oder andere einen Auftrag.

Seit in unserem Teil Deutschlands die Arbeiter und Bauern die Macht in den Händen haben, braucht kein Sticker mehr um das Brot der nächsten Tage zu bangen. Viele von ihnen produzieren heute für den Export und helfen dadurch mit, den gesellschaftlichen Reichtum unserer Republik zu mehren. In der Eibenstocker Heimatschau wird ein anschauliches Bild von der Ge-

schichte und der wirtschaftlichen Entwicklung der Bergstadt vermittelt.

Liebst du Rundblicke, so nimm dir Zeit und wandere zum zehn Minuten vom Stadtkern entfernten Bühl, der ihn dir mit seinen 652 Metern über dem Meeresspiegel bietet. Die Buche, die du dort findest, steht unter Naturschutz. Sie war schon zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein mächtiger Baum.

Um den Bühl herum zieht sich die drei Kilometer lange Abzweigstrecke der Eisenbahnlinie Aue - Adorf. Auf zwanzig Meter Strecke muß sie einen Meter Steigung überwinden. Damit ist sie die steilste Strecke, die in Deutschland von einer Normalspurbahn bewältigt wird. Hast du Lust, wandere hinunter zum unteren Bahnhof und laß dich von dem Zug mit der zischenden Lok wieder zur Stadt zurückbringen.

#### AN DER „TALSPERRE DES FRIEDENS“

Eng rücken die Häuser von Sosa an die Dorfstraße und den Sosabach, denn dicht hinter ihnen klettern die steilen Hänge empor. Die dunklen Hölzer zerteilen wie Tuschestriche die geweißten Wände. Silberblaue Schieferdächer steigen steil empor, gebaut für die schneereichen Winter. Manche werden von Linden- oder Ahornbäumen überragt.

Wie eine Flickendecke liegen die Felder am Hang, dunkelbraun die Äcker, sattgrün die Wiesen und Saaten. Morgen wird das Bild anders aussehen, denn 1960 haben sich die Bauern zu einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft geschlossen.

Das ist Sosa, ein Dorf wie hundert andere im Gebirge, ohne Fabrikschornsteine, ohne singende Maschinen und dröhnende Hämmer.

Und doch hat dieses Dorf seine Besonderheit! Sonntag für Sonntag rollen chromblitzende Autobusse die schmale Straße entlang. Sie bringen fröhliche Menschen aus allen Gegenden unserer Republik. Die Motoren stampfen den Hirschknochen hinauf, hinter dem die „Talsperre des Friedens“ liegt, jenes Bauwerk,

das den jungen Sozialismus in die Waldeinsamkeit des Höllengrundes brachte.

Vierzig Jahre lang führten die Gebirgler Krieg gegen die Kanzleien um bessere Trinkwasserversorgung. Wasser war da, zur Genüge. Doch es floß in den Bächen davon, ging durch die Mäuler der Fabriken und war unbrauchbar. Man benötigte eine Riesenschüssel, um es aufzufangen und zu speichern, bevor es die Fabriken verdarben.

Was kümmerte aber den König in Dresden die Wassernot im Gebirge. Seine Schlösser und Parks lagen ihm näher. In den zwanziger Jahren beriet der Sächsische Landtag darüber. Geld ausgeben für eine Sache, die sich nicht amortisierte? Die Herren des rechten Flügels hatten die Oberhand, und sie sagten „nein“. Auch die Hitlerfaschisten befaßten sich damit. Doch nur deswegen, um ein für allemal zu beweisen, daß eine Talsperre aus tausend Gründen unausführbar sei. Die Gebirgler wollten Wasser, der Staat aber Feldblusen und Panzerwagen.

Nur wenige Jahre waren seit der großen Wende vergangen, da war das Dorf Sosa plötzlich in aller Munde, als hätte es jemand aus seiner Waldeinsamkeit herausgerissen und mitten hineingesetzt in das Herz der Republik. Aue braucht Wasser! Der aufblühende Erzbergbau hatte tausend Kumpeln, aus allen Landstrichen der Republik, eine neue Heimat gegeben. Die Einwohnerzahlen der Städte und Dörfer verdoppelten, verdreifachten sich. Neue Siedlungen entstanden und mitten in den Wäldern neue Dörfer. Sie alle brauchten Wasser.

Ein neues Talsperrenprojekt entstand. Der Sächsische Landtag beriet darüber. Nun stritt man sich nicht mehr um die Amortisation. „Was dem Volke dient, amortisiert sich immer!“, sagten die Abgeordneten. So beschlossen sie den Volksbau Sosa. Das war in den Maitagen des Jahres 1949.

Wenige Wochen später war das Dorf ein einziger Bauplatz. Landmesser und Ingenieure kamen, ihnen folgten auf dem Fuß die Baubrigaden, Erdarbeiter, Maurer und Zimmerleute. Lastwagenkolonnen brachten Bretter, Gleise, Motoren und tausenderlei Werkzeuge. Baracken schossen wie Pilze aus der Erde und formierten sich zu einer Stadt.

Mit einem Mal waren Menschen da. Zu Tausenden kamen sie, begeistert von der gemeinsamen großen Sache, dem Ruf der Partei der Arbeiterklasse folgend. Neben den Baufachleuten arbeiteten Aufbauhelfer aus Fabriken, Gruben, aus Werften, Schulen und Büros. Tausende von Volkspolizisten gaben dazu den Auftakt.

Der Wald fiel unter den Schlägen der Äxte. Erde wurde bewegt. Tag und Nacht ratterten die Preßluftschlämmer und fraßen ihre Stähle in das harte Gestein. Dynamit wurde zum Helfer der Menschen. Für die Sperrmauer allein gebrauchte man über 105 000 Kubikmeter Bruchsteine. Ohne Unterbrechung rollten sie zur Baustelle. Schwere Schrägaufzüge rasselten den fast hundert Meter hohen Steilhang auf und nieder. Turmdrehkräne fuhren hin und her und brachten den Brigaden auf der Mauer Steine und Mörtel. Straff spannten sich die Seile der Seilbahn, wenn Sand und Bindermasse über Fels und Wald hinweg vom entfernten Bahnhof Blauenthal kamen. Auf den Schienen polterten die Loren. Dampflokomoiblen schrien grell auf. Mitten hindurch Kommandorufe, fröhliches Lachen oder derbe Flüche. Kam die Nacht, blitzten die Scheinwerfer auf und machten sie zum Tag.

Stück für Stück wuchs die riesige Sperrmauer aus der fast zehn Meter tiefen Gründung heraus und wölbte sich zwischen den massiven Felsen des Höllengrundes.

Dann zog mit Eis und Frost der Winter in die Berge. Von alters her herrschte dann Ruhe auf dem Bau. Aber nicht so bei diesem Talsperrenbau. Man wärmte Sand und Wasser vor, wusch die Steine und erhitzte sie in Trockenräumen. Auf der Sperrmauer standen heizbare Zelte, in denen die Maurer im Schichtbetrieb arbeiteten. In Sosa wurde auch im Winter gebaut!

Drei Jahre später schoß das erste Wasser die über 40 Kilometer langen Rohrleitungen entlang nach Aue und Schneeberg, nach den entlegenen Dörfern und neuen Siedlungen.

Auf der Höhe, die zwischen Dorf und Talsperre liegt, gabelt sich die Straße. Auf dem kleinen Platz parken die Busse. Zur linken Hand klafft ein riesiges Loch im Berg. Dorther stammen

die Steine der Sperrmauer. Ein paar verwitterte Zementfundamente lassen den Weg ahnen, den die Bahn zur Baustelle nahm. Oben vom Seydewitzblick kann man die über 400 Meter breite und 1,6 Kilometer lange Wasserfläche überblicken. In Nähe der Sperrmauer ist sie stellenweise fast 50 Meter tief. Der Aussichtspunkt ist nach dem früheren sächsischen Ministerpräsidenten und derzeitigem Direktor der Dresdner Gemäldegalerie, Max Seydewitz, benannt.

Dort, wo der Grund am engsten ist und die wollsackartigen Felsen emporklettern, stemmt sich die 200 Meter lange Sperrmauer bei 250 Meter Kurvenradius gegen das Wasser. 6 Millionen Kubikmeter pressen gegen sie. Am Fuß ist sie 45 Meter dick und verjüngt sich zur Krone auf vier Meter, entsprechend dem abnehmenden Wasserdruck. Schaut man von ihrer 60 Meter hohen Krone der wasserabgewandten Seite hinab, kann einem schwindeln. Unten springt ein Bach davon, der Überlauf der Sperre, er verschwindet rasch im engen Tal.

Wer hätte vor Jahren geahnt, daß dieser stille Grund einmal der Lebensnerv des Westerzgebirges würde? Damals führte noch eine einsame Straße zwischen Wald und Wiese dahin. Bevor der Wald zum Auersberg emporklettert, stand das Gasthaus „Zur Hölle“. Bis 1941 rollte hier die Postkutsche lang und brachte die Badegäste aus Oberschlema zum Auersberg. Man kann die Straße noch erkennen, die dort ins Wasser taucht, um weit hinten, bei den einsamen Fichten, wieder ans Land zu kommen.

Wer noch ein oder zwei Stunden Zeit hat, wandere von der Talsperre aus die Riesenberger Straße hinauf, mitten durch den Fichtenwald, bis zu den Riesenburger Häusern. Im kleinen Gasthof kann man rasten. Dort wird ein guter Schiebböcker aufgetischt, und haben die Gäste Glück, spielt der Wirt auf seiner Zither vor. Er ist ein Meister auf diesem Instrument!

Andere suchen den Köhler auf, der ostwärts des Dorfes seinen Meiler hat, oder bestaunen die alten Bergmannsleuchter aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die neben dem geschnitzten Altar die Kostbarkeiten der Sosaer Kirche sind.

## WO DIE ENGELWURZ WÄCHST

Ein blitzblanker Waldbach springt eilig zu Tal. Er kommt vom Kirmesmoos, einer nassen Hochebene am Ochsenkopf. Dort, wo der neben ihm abwärtsführende Dorfbachweg eine Krümmung macht, lockt dich das Silberstimmchen einer Glocke vom Weg. Schon stehst du vor einer Miniaturlandschaft, die der Rentner Walter Siegel in vielen, vielen Stunden bastelte und aufbaute. Ein Wasserrad hält ein Hammerwerk in Bewegung und läßt das Glöckchen klingen.

Plötzlich lichtet sich der Wald. Eine Wiese liegt vor dir. Mitten hindurch gurgelt der Bach. Einige Schritte weiter unten biegt er einer Bergbauhalde aus und verschwindet zwischen den Häusern. Sie bleiben auch weiter talwärts dicht bei ihm.

Von jeher ist der Bach die Nabelschnur des Dorfes. An ihm kamen vor siebenhundert Jahren die ersten Bauern entlang, um den Waldlehnen das Ackerland zu entreißen. Die Seifner durchwühlten seinen Grund und lasen die schweren Zinngraupen aus dem Grus. Er hielt über viele Jahrhunderte Mühlen und Sägen in Schwung, und heute waschen die Genossenschaftsbauern die Angelikawurzeln in seinem Wasser.

Die letzte Zeit wurde der Platz am Bach zu eng. Seitdem knüpfen die Dörfler Häuserschnuren die Hänge hinan. Weitab vom Dorf, wo sich die Höhen mit dem Himmel treffen, steht der dunkle Kranz des Waldes. Dort oben steht auch eine geräumige Schihütte und eine Sprungschanze, die sich die heimischen Sportler im Nationalen Aufbauwerk errichteten.

Quer zum Hang streicht der Bauer die Furchen auf, damit das Wasser den Boden nicht fortspült. Zwischendurch, in schmalen Streifen, wächst die Pflanze, die das Dorf Bockau berühmt gemacht hat, Angelika, zu deutsch Engelwurz. Scherzhaft sprechen die Gebirgler von „Wurzelbucke“, wenn sie Bockau meinen. Doch nicht ohne Grund. Selten ist die Engelwurz anderswo in Deutschland zu finden.

Jahrhundertealt sind die Erfahrungen der Bockauer Bauern, die sie mit dem Anbau machten. Sie haben sich vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, doch heute gehören sie der Genossenschaft.

Die meisten Bauern haben dicht bei ihrem Haus einen trefflichen Garten. Dort ziehen sie den Samen aus zweijährigen Pflanzen. Wie große Kerzen wachsen sie und ragen oft weit über die Zäune heraus. Der im Herbst geerntete Samen kommt im nächsten Sommer in die Gartenbeete. Dort keimt er, und dort bleiben auch die jungen Pflanzen über den Winter. Im folgenden Frühjahr sind die Pflanzen groß genug, um auf die Felder versetzt zu werden. Mit einem Pflanzholz stechen die Frauen die Löcher in den vorbereiteten Acker und umfüttern die Wurzeln mit lockerer Erde.

In günstigen Jahren wächst die Engelwurz mannshoch zu einem kleinen Baum. Von den beinahe armdicken Stämmchen biegen sich fingerdicke Stiele mit großen, saftigen siebenteiligen Blättern. Bricht man ein Blatt ab, ist man benommen von dem kräftigen aromatischen Geruch der Bruchstelle. Der wertvollste Teil der Pflanze ist die Wurzel. Ihretwegen baut man sie an. Die älteren Bauern kauen den ganzen Tag auf einem Stückchen davon. Versuch's! Der scharfe Geschmack nimmt dir fast den Atem. Du wirst ihn erst nach Stunden wieder los.

Wenn der Herbstwind über die Felder streicht, wird die Engelwurz gegraben. Mit scharfen Hippen trennen die Männer die Stämmchen von den Wurzeln. Dann greift der Pflug in den Boden. Mit kräftigen Hauen gräbt man anschließend die Wurzeln. Manchmal liegt schon der erste Schneeflaum auf den Feldern. Rot und blau leuchten die Kopftücher der Frauen. Das Dorf ist voll von fröhlichem Treiben und voller Duft der Engelwurz. Über Winter werden dann die getrockneten Wurzeln zu Zöpfen geflochten.

Die Bockauer waren von jeher nicht nur tüchtige Bergleute, die auf Zinn, Silber und andere Erze schürften, die die erste Kaolinerde für Meißen mit gruben, sie waren ebenso gute Kräuterspezialisten. Schon 1494 erwähnt eine Urkunde, daß neben dem Bergbau die Kräutlerei trefflich gedeihe.

Um jene Zeit tauchte auch im Gebirge die Engelwurz auf. Sie stammt eigentlich aus dem Norden. Ihre Heimat ist Island, Norwegen und Finnland. Dort kommt sie häufig in den Gebirgen vor. Mönche mögen sie von dort mitgebracht haben.



Zuerst wuchs sie in den Klostergärten von Bamberg. Mit den fränkischen Bergleuten, die dem „Bergkgeschrey“ folgten, mag sie dann ins Erzgebirge gewandert sein.

Da kam die große Not über das Gebirge. Der Erzreichtum versiegte, und die Grubenherren gingen einträglicheren Geschäften nach. Sie kümmerten sich nicht mehr um die Knappen und um die Not, die wie ein Gespenst in ihren Hütten saß.

Die Not zwang zu neuem Broterwerb. Die Kräutlerei brachte ihn. Wo sich ein Fleckchen Boden fand, bauten die Bockauer Heil- und Gewürzpflanzen an. Getrocknet und gemischt brachten sie Hausierer unter die Leute. Immer mehr spezialisierte man sich darauf und verstand bald, heilende Balsame, schmerzlindernde Pillen, Salben und Pflaster zu bereiten.

Später wurde das bergbaulich gewonnene Vitriol genutzt. Die Wäldler brauten daraus Tinkturen und Elixiere. Hausierend zogen die Bockauer Männer damit durch die Welt. Bis nach Schweden, Spanien, in die Türkei, ja sogar nach Übersee kamen Bockauer Erzeugnisse. So wurde aus dem entlegenen Walddorf bald eine „öffentliche Apotheke“, wie es in einer Chronik heißt. Der freie Arzneihandel gefiel den privilegierten Apothekern nicht. Und da sie zum Landesherren näher standen als die hausierenden Wäldler, setzten sie 1767 durch, daß neben anderem freien Handel auch der von Arzneimitteln verboten wurde. Viele bauten nun Alant, Akelei, Rhabarber, Enzian und Baldrian an und verschickten die Drogen. Hunderte von Doppelzentnern verließen Jahr für Jahr das Dorf.

In einigen Kräuterküchen verstand man ein niesreizendes Mittel zu mischen, das als „Schneeberger Schnupftabak“ bekannt wurde. Noch heute heißt es scherzhaft von ihm, er bringe den verlorengegangenen Verstand zurück. Allerlei Zutaten waren dazu erforderlich: pulverisierte Roßkastanie, Holz- und Gerstenmehl, zerstampfe Veilchen- und Maiblumenwurzeln, Angelika und

Nieswurz. In ovalen Holzschächtelchen verpackt, ging er in alle Welt. Selbst in New York bestanden Auslieferungslager. Und da man die Holzschachteln selbst herstellte, wuchs daraus ein neues Gewerbe.

Lange zuvor hatten sich geschickte Männer damit befaßt, aus glattgewachsenen Fichtenklötzen Späne zu schleifen und daraus allerlei Arzneiverpackungen zu fertigen. Nun flocht man aus Spänen auch Körbe und anderes Hausgerät. Noch heute ist dieses Gewerbe heimisch. Die dicken Stämme, die vor den Häusern lagern, verraten es. Viele Bockauer spalten und flechten in Heimarbeit für einen volkseigenen Betrieb, der sich am unteren Ortsausgang befindet.

Andere begannen, aus heimischen Kräutern Liköre zu brauen. Unter „Bockauer Wurzelkraft“, „Angelika“, „Lebensöl“, „Frostgefahr“ und anderen, recht originellen Namen wurden sie verkauft.

Nahe dem oberen Ortsausgang steht ein breites, holzverschlagenes Haus und spiegelt sich im Wasser eines Teiches. Früher war es ein Zechenhaus. Heute beherbergt es die größte Likörfabrik des Ortes, einen volkseigenen Betrieb, der auserlesene Liköre braut, aber auch den gesellschaftlichen Erfordernissen entsprechend, verschiedene alkoholfreie Getränke.

Von Bockau aus findest du in allen Richtungen lohnende Wanderziele. Die einen besuchen die Morgenleite, einen Sattelberg südöstlich des Dorfes. Auf dem 813 Meter hohen südlichen Buckel steht ein Aussichtsturm, der einen herrlichen Rundblick bietet. Eine kleine Gaststätte lädt zum Rasten ein. Andere wandern zum Forstlehrlingsinternat Conradwiese mit seinem Wildgatter. Wenige Kilometer sind es bis zum Jägerhaus am Ochsenkopf. Der Staatliche Forstwirtschaftsbetrieb Schwarzenberg hat dort oben, in 780 Meter Höhe, eine Fuchsfarm eingerichtet. In der Ausflugsgaststätte kannst du deinen Hunger und Durst stillen. Einen Ausblick ins Muldental hast du von der Albernauer Kanzel. Schön sind die Wanderwege entlang des Muldentales, besonders gern wird der Floßgrabenweg benutzt, der dich bis nach Aue oder Schlema führt.

## FLOSSGRABENWANDERUNG

Einer der schönsten westerzgebirgischen Wanderwege führt am Floßgraben entlang, vom Rechenhaus bei Bockau bis nach Aue und Schlema.

Als der Graben ausgeworfen und der Weg planiert war, dachte man sicherlich zu allerletzt ans Wandern. Auch die, die später ihr Beruf den Graben entlangführte, die Grabenmeister und Floßknechte, hatten den Kopf voller anderer Dinge, als sich der Beschaulichkeit hinzugeben.

Graben und Weg wurden deshalb angelegt, weil die Stadtväter von Zwickau mit denen von Schneeberg wegen des Holzflößens auf der Mulde in Streit geraten waren.

Schneebergs Gruben, Schmelzhütten und Öfen brauchten Holz. Es mußte schnell und billig aus den oberen Wäldern zur Bergstadt kommen. So beauftragte man kurzerhand den Markscheider Kuntzmann, einen Graben zu vermessen, der die Mulde mit der Bergstadt verbinden sollte.

Kuntzmann muß ein tüchtiger Mann gewesen sein. Mit den primitiven Vermessungsgeräten seiner Zeit brachte er es fertig, einen 15 Kilometer langen Graben abzustecken, der von 430 Meter auf 360 Meter gleichmäßig abfiel, in dem also ununterbrochen das Wasser bei annähernd gleichmäßiger Geschwindigkeit fließen mußte.

Den Schneebergern mag die Schwierigkeit dieses Vorhabens bewußt gewesen sein, denn erst nachdem sie zwei Astrologen um den günstigsten Sternenstand befragt hatten, begannen sie mit der Arbeit am 18. Juni 1556, zwei Stunden vor Mitternacht. Drei Jahre brauchten sie, um das Werk zu vollenden.

Bei Bockau wurde die Mulde gestaut, um einen Teil des Wassers in den Floßgraben zu schicken. Das Wehr riß in seiner vierhundertjährigen Geschichte mehrere Male das Hochwasser fort, das letzte Mal 1954. Dabei wurden zwei steinerne Pfeiler, der darüberführende Laufsteg und das Stauwehr zerstört.

Das neben dem Wehr stehende Rechenhaus wurde als Wohnstätte für den Rechenwärter 1556 errichtet. Heute ist es eine gern besuchte HO-Gaststätte.

Am 4. August 1560 schwammen die ersten 40 Klafter Buchenholz von der Mulde nach Schlema. Mit Pauken und Trompeten brachte man das Holz zum Schneeberger Marktplatz.

Fortan kam das Holz auf dem Wasserweg nach Schneeberg. Neben dem schwimmenden Holz liefen Floßknechte her und stießen es mit Stangen vorwärts, wenn es sich am Grabenrand verfang.

Als Baukosten werden 3587 Gulden, 2 Groschen und 2 Pfennig genannt. Doch nicht nur der Bau, auch die Unterhaltung des Grabens mag in die Schneeberger Stadtkasse so manches Loch gerissen haben. Scherzhaft heißt es noch heute, der Floßgraben habe den Schneebergern einen Groschen weniger gekostet als die St.-Wolfgangs-Kirche.

Heute wird nur noch selten auf dem Graben gefloßt. Er gehört mit dem Filzteich zu den ältesten bergmännischen Wasseranlagen und steht als Meisterwerk technischen Bauwesens unter Denkmalschutz.

Genug der Geschichte! Geh mit auf Wanderschaft, dem Floßgraben entlang.

Wie lange wir unterwegs sein werden? Drei Stunden mußt du schon rechnen, willst du vom Rechenhaus bei Bockau über Auerhammer, Aue oder Schlema erreichen. Biegst du allerdingst in Aue an der neuausgebauten Schneeberger Straße ab, hast du den schönsten und interessantesten Teil des Weges begangen und etwa eine Stunde eingespart.

Wenige hundert Meter oberhalb des Wehres liegen blaugraue Gebäude, der VEB Ultramarinfabrik Schindlerswerk. Er ist der einzige Spezialbetrieb der DDR, der nur blaue Farbe herstellt, die als Wäscheblau und Malerfarbe in alle Welt geht.

Das Werk wurde als eine Art Handwerksbetrieb 1649 durch Erasmus Schindler gegründet. Er stellte mit einigen Gehilfen Kobaltblau her.

Das in den Schneeberger Gruben geförderte Erz wurde gereinigt und in Tonbehältern geschmolzen. Ein glasartig blaues Produkt entstand, das man mit Wasser vermischte, zermalmte, in Butten trocknete, feiner zerrieb und in heißen Trockenräumen dörkte. Staubfein wurde die so gewonnene blaue Farbe in

Fässern verschickt. Sie diene vornehmlich zur Porzellanmalerei und zum Wäschefärben.

Nach 1848 wurde die Produktion auf Ultramarinblau umgestellt, das billiger war und daher besser abgesetzt werden konnte.

Am Rechenhaus beginnt die Wanderung. Rechts neben dir bleibt die Mulde, die 1873/74 gebaute Eisenbahnlinie Aue-Adorf und die 1910 angelegte Bockauer Talstraße.

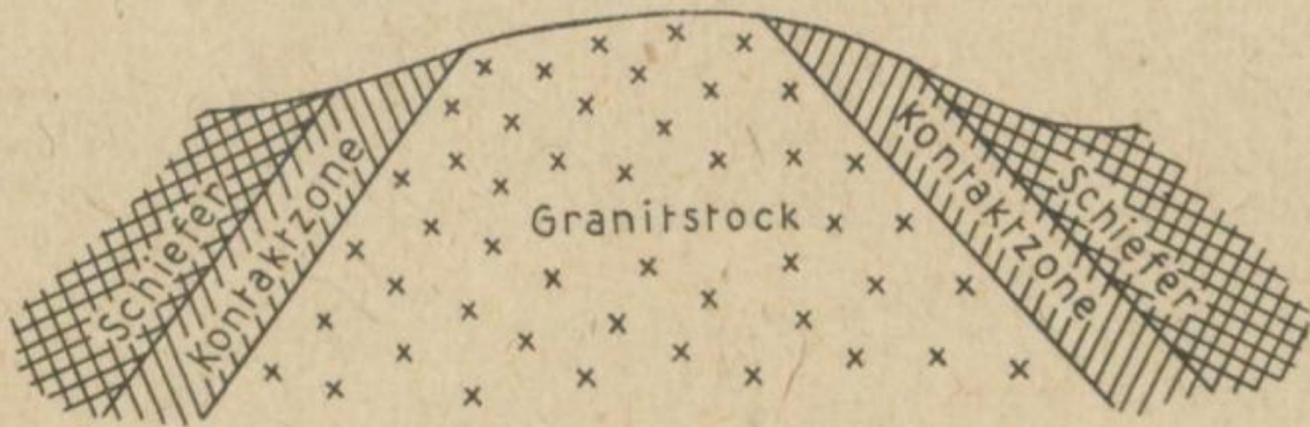
Zwischen den Kastanienbäumen führt der Weg durch Wiesen dem dunklen Wald entgegen. Bald umfängt er dich. Still wird es ringsumher. Nur manchmal dringt von der Talstraße herüber Motorengeräusch an dein Ohr. Reizvolle Ausblicke lassen dich immer wieder verweilen. Eine vorgeschobene Nase zwingt die Mulde zu einer weiten Schleife. Nur die Bahn schneidet sie ab; ein Tunnel führt unter der Bergnase hindurch.

Nun lichtet sich der Wald. Lustig spielen die Blätter junger Birken im Wind. Vom Hang drängt eine Halde herab. Sie stammt von der Zschorlauer Wolframitgrube, die bis vor wenigen Jahren befahren wurde. Dicht unter der Halde führt ein altes Stollenloch in den Berg.

Hier in diesem V-förmigen Tal wechselt die Mulde aus dem Schiefergebiet in das Gebiet des überlagernden Granits. Heimatfreunde brachten an einer Kontaktstelle an der Bockauer Talstraße eine gußeiserne Tafel an, auf der zu lesen ist:

„Hier ruhn  
Vulkan und Neptun  
im Granit und Phyllit  
als Hammerschmied.“

Noch zu Goethes Zeiten stritt man sich darum, ob die Gesteine durch das Wasser oder aus glutflüssigem Magma entstanden seien. Zwei Richtungen hatten sich gebildet, die Neptunisten



und die Plutonisten. Erst die Erkenntnis, daß beides möglich ist, legte den Streit bei.

Schon gähnen auf der anderen Talseite die riesigen Mäuler des VEB Granitwerk Aue herüber. Hier, wo sich der Granit über den Phyllit ergoß, wird ein trefflicher Bruchstein gebrochen. Das neue flachdachige Sozialgebäude für die Steinbrucharbeiter hebt sich hell vom Hintergrund ab.

Bevor Auerhammer durch das Grün der Buchen und Fichten auftaucht, durchschneiden Graben und Weg einen Hang, der vom „Gemauerten Stein“ droben bis hinab zur stürmischen Mulde mit Granittrümmern besät ist. Die Mulde drunten hat die Steine rund geschliffen. Zur Schneeschmelze oder nach heftigen Regengüssen kann sie recht ungestüm sein. Im Sommer saugen Betriebsgräben das spärliche Wasser ab, daß ihr Bett kaum an einen Flußlauf erinnert und eher einer bandförmigen Steinwüste ähnelt.

Weit öffnet sich nun der Talkessel. Unmittelbar am Hang quellen die Schlote des VEB Halbzeugwerk Auerhammer, eines der größten Betriebe der Kreisstadt. Im Dunst der Ferne liegt die Stadt.

Du wanderst durch Teile von Neudörfel mit der neuen polytechnischen Oberschule. Dicht unterhalb der Zschorlauer Straße, die du bald überquerst, liegt das Auer Freibad.

Auf der anderen Hangseite, zwischen Buchen und Fichten, führen Graben und Weg dahin. Aus der Stadt dringt Lärm zu dir. Immer wieder hast du Ausblicke auf sie und immer wieder zeigt sie dir ein anderes Gesicht. Villenartige Häuser umgeben dich. Bald hast du die Schneeberger Straße erreicht.

Hier brichst du deine Wanderung ab und schlenderst gemächlich die Schneeberger Straße hinunter. Sie führt dich mitten hinein in die Stadt.

## DER BERGSEE UND SEINE LANDSCHAFT

Brennt die Sonne vom Himmel, sagen die Leute im Westerzgebirge: „Es muß nicht immer die Ostsee sein!“ Sie packen



Badebetrieb am Bergsee Filzteich



Im Museum für bergmännische Volkskunst in Schneeberg

Stullen und Badezeug ein und fahren oder wandern mit Kind und Kegel das „Hohe Gebirge“ hinauf zum Filzteich. An Größe kann er es freilich mit der Ostsee nicht aufnehmen. Doch auch er hat seine Reize!

Dort draußen, auf der Hochfläche zwischen dem „Hohen Gebirg“ bei Schneeberg-Neustädtel und den Lehnen von Lichtenau und Hundshübel, hineingeschoben in den dunklen Fichtenwald, blinkt der Spiegel der Wasserfläche. Meist kräuselt sie ein leichter Wind. Hier verschmelzen Wasser, Wald und Sonne zu einem fröhlichen Lied.

Der Bergsee liegt eingebettet in ein großes Landschaftsschutzgebiet. Wenig wüchsig ist der Wald, der ihn umschließt, stockt er doch zumeist auf einer bis sieben Meter dicken Lage Torf oder auf nassen, saueren Böden, die vom Fachmann als Säuren bezeichnet werden. 120 Hektar groß ist diese flache Mulde des Eibenstocker Turmalingranits, in der seit der Eiszeit das Moor wächst.

Seit 1791 baut man es ab, nahezu ohne Unterbrechung, bis in unsere Tage. Das volkseigene Torfwerk gehört heute zu den rentabelsten Torfwerken unserer Republik. Mehr als 15 000 Ballen Torf verlassen jährlich das Werk. Bad Elster und Bad Lausick beziehen von hier den Grundstoff für die Moorbäder.

Die meisten Säuren entwässern durch den Filzbach zum Bergsee und speisen ihn mit Gebirgswasser. Bunt und artenreich ist die Vogelwelt in diesem Schutzgebiet, und manch seltene Pflanze wächst zwischen den Fichtenstämmen.

Der Filzteich liegt 545 Meter über dem Meeresspiegel, das ist etwa 100 Meter höher als der Schneeberger Marktplatz. Mit seiner 23 Hektar großen Wasserfläche ist er der älteste Bergsee des Westerzgebirges. Er ist über einen Kilometer lang und stellenweise bis zu 300 Meter breit. Seine Wassermassen werden auf 370 000 Kubikmeter geschätzt.

Ursprünglich war der Bergsee eine Talsperre. Bergleute waren es, die auf Geheiß des Schneeberger Berghauptmanns Starrschädel in zweijähriger Arbeitszeit, von 1483-1485, den Damm

schütteten und den Filzteich stauten. 240 Meter lang ist dieser Erdwall, sechs Meter hoch und bis zu acht Meter breit.

Das Wasser dieses Riesenteiches ließ man statt Menschenkraft als Aufschlagwasser in den Schneeberg-Neustädteiler Gruben arbeiten, betrieb damit die Kraftmaschinen, Förderwerke, Erzwäschen und Pochwerke.

Heute steht der Filzteich als älteste Talsperre Sachsens unter Denkmalschutz.

In der weiteren Geschichte wird es immer stiller um den Filzteich, denn als der Bergbau erlahmte, hatte der Stausee nur noch untergeordnete Aufgaben zu erfüllen. Als aber 1783 der Damm an einer verfaulten Holzzapfrinne auf zwanzig Meter aufriß, rief er sich in aller Köpfe Gedächtnis zurück. Seine Wassermassen stürzten hinein nach Zschorlau, forderten 18 Menschenleben und zertrümmerten 30 Häuser. Noch bevor eine Stunde vergangen war, hatte sich der Teich geleert. Urplötzlich war der Friedfertige zu einem reißenden Wolf geworden.

Wenige Jahre danach, 1786, kam Goethe nach Schneeberg. Sein bergbauliches Interesse zog ihn auch zum Filzteich. Begeistert schreibt er über diesen Besuch: „Der Große Filzteich ist deshalb so genannt, weil seine Südseite an ein Terrain anstößt, das aus Granitverwitterung besteht und mit Torf, welches vom Volke Filz genannt wird, bedeckt ist. Der Bergsee, ein Naturwunder, überwältigend schön im Anblick der herrlichen Wasserfläche, umgeben von tiefgrünen, stundenweiten Fichtenwäldern, liegt auf einer bewaldeten Hochebene bei der alten Bergstadt Schneeberg im Erzgebirge.“

Zwischen dem ersten Weltkrieg und den dreißiger Jahren zog der Teich immer mehr sport- und wanderlustige Menschen an. Fast jedes Wochenende trafen sich hier die Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes, um zu zelten und zu wandern.

In den dreißiger Jahren begann der Ausbau des Filzteiches zu einem Strandbad. Jedoch verkamen die Anlagen während des zweiten Weltkrieges wieder. So mußten die Schneeberger Bürger nach 1945 beginnen, das Bad von Grund auf wieder herzurichten. Nach einem Großaufgebot im Nationalen Aufbauwerk im Jahre 1953 war es dann endlich soweit, daß das Bad in

seiner heutigen Form der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Teile des Nordweststrandes sind als Badestrand ausgebaut.

Ist das Wetter danach, steht der Parkplatz berstend voller Autobusse, Personenwagen und Motorräder. Tausende fröhlicher Menschen tummeln sich im Wasser, auf den Wiesen oder lassen sich bräunen. Andere paddeln oder segeln und schlecken im Strandcafé Sahne und Eis. In den Sonntagsnachmittagsstunden spielt die Schneeberger Bergkapelle oder gastiert das Staatliche Orchester aus Aue. Allein 1958 waren es nicht weniger als 133 000 Bürger, die hier erholsame Stunden verbrachten und sich neue Kraft für die tägliche Arbeit holten.

Nach Schneeberg solltest du unbedingt zu Fuß gehen! Du benötigst bis zu den ersten Häusern der Bergstadt kaum mehr als 20–30 Minuten. Der Weg, den du begehst, ist ein Teil des Schneeberger bergbaulichen Lehrpfades, der von den Natur- und Heimatfreunden im Deutschen Kulturbund angelegt wurde. Er ist gut ausgebaut und fällt von der Fundgrube „Daniel“ gemächlich ab.

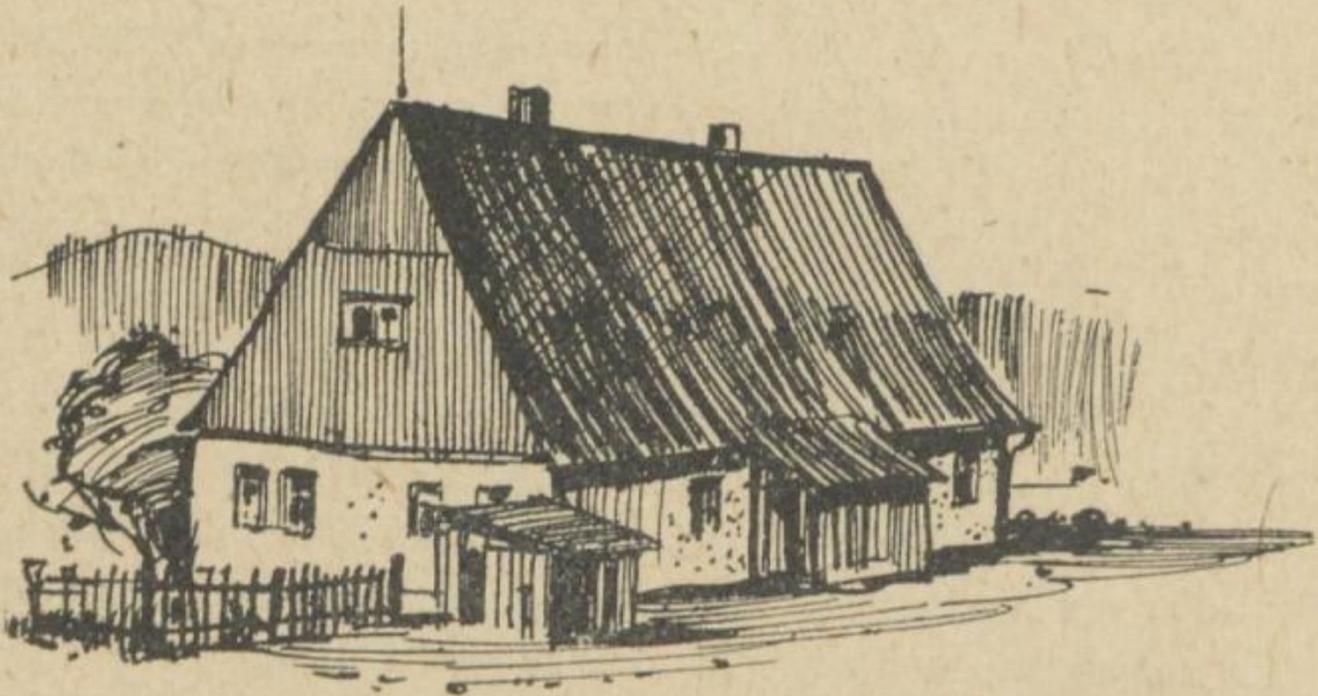
Konntest du bereits den Filzteich als ein Bergbaudenkmal bewundern, so wird dir dieser Weg mehrere solcher Denkmale zeigen. Du durchwanderst die einzige in ihrer Ursprünglichkeit erhalten gebliebene erzgebirgische Bergbaulandschaft.

Dicht vor dem Bergsee liegt die Fundgrube „Adam Heber“. Rechter Hand drängen sich die Halden der Fundgrube „Siebenschlehen“ bis an den Weg, und vor dir leuchten die Fachwerke der Fundgrube „Daniel“ aus den Wiesen. Blickst du nach rechts, siehst du die 1950 für die Wismutkumpel erbaute Siedlung Wolfgangmaßen.

Nun windet sich der Weg die Wiesen hinunter zur alten Bergstadt. Vor dir breitet sich ein wunderschönes Panorama aus. Fast die gesamte Stadt kannst du überblicken. Dicht an dicht drängen sich die Häuser. Winzig klein scheinen sie dir gegen die alles überragende Kirche St. Wolfgang und gegen die Spitzhalden des Bergbaus jüngster Zeit.

An mancherlei Fundgruben mußt du vorüber. Dieses südlich der Stadt liegende „Hohe Gebirg“ trug wesentlich zum Ruhme

des Schneeberg-Neustädteiler Silberbergbaus bei, denn hier waren die Gruben besonders fündig. Vor 1500 sollen auf diesem Hang mehr als 100 betrieben worden sein. Die Halden sind von Birken und Ebereschen überwachsen, die Stolleneingänge verschlossen. Auf den Halden zeugen die Huthäuser von einstigem Ruhm.



In ihnen wohnte der Hutmann mit seiner Familie. Er hieß deshalb so, weil er das geförderte Erz und das Gezäh der Bergleute zu hüten hatte. Die Huthäuser besaßen Bergfreiheit und waren dadurch von gewissen Steuern und Abgaben befreit. Ihre Bewohner unterstanden nicht örtlichen Gerichten, sondern dem Berggericht und brauchten keinen Kriegsdienst zu leisten.

Du wanderst am Gedenkstein „St. Anna“ vorüber, der ersten evangelischen Bergmannskapelle gleichen Namens, blickst in die Kaue der Fundgrube „Sauschwarte“ und hast inmitten der Haldenlandschaft des Rosenberges die Fundgrube „Beust“ erreicht. Sie war eine der fündigsten Gruben des Schneeberg-Neustädteiler Reviers. Zuerst brachte man Silber aus, später Wismut und Kobalt. Im vorigen Jahrhundert war sie die modernste Grube weit und breit. In ihrem Maschinenhaus stand eine der ersten Dampfmaschinen. Nach dem ersten Weltkrieg soff der Schacht ab, so daß er kaum weiter als 60 Meter befahren werden konnte. Nach 1945 wurde die Fundgrube „Beust“ neu aufgefahren. Man förderte aus ihr das wertvolle Uranerz. Heute ist es wieder still um die alte Fundgrube geworden.

Der alte Pulverturm, den du nun siehst, gehört zu der etwa 200 Meter darunterliegenden Fundgrube „Gesellschaft“. Das gedrungene runde Gebäude mit dem Kegeldach ist eine Meisterleistung alter Handwerkskunst. Da in ihm das Pulver aufbewahrt wurde, ist es ohne Fenster. Lediglich faustgroße Entlüftungslöcher sorgten dafür, daß das Pulver nicht dumpfig wurde. Ohne Eisennägel, lediglich mit Holzstiften ist die Bedielung gefügt, um Funkenschlag zu vermeiden. Die Schießmeister, die ihn betreten, mußten darüber hinaus eigens dafür bereitstehende Filzstiefel tragen.

Das zwischen dem Schimmels- und Rosenberg auf einer wuchtigen Halde liegende zweistöckige Fachwerkhaus mit dem abgewalmtten Satteldach gehört zur Fundgrube „Gesellschaft“. Es ist eines der schönsten und stattlichsten Huthäuser des Schneeberg-Neustädteiler Reviers. In ihm wohnten der Obersteiger und der Schichtmeister. Von hier aus wurden die Fundgruben „Gesellschaft“, „Beust“, „Sonnenwirbel“, „Michaelismaaßen“, die Schächte zwischen dem Hüttengrund und dem Schimmelsberg sowie die beiden Pochwerke „Gesellschaftlicher Pochwerk“ und „Siebenschlehener Pochwerk“ betreut. Unmittelbar am Huthaus steht noch ein von alter Handwerkskunst zeugendes achteckiges Wasserhäuschen. Goethe weilte 1786 im Huthaus der Fundgrube und besichtigte die Anlagen. Vor allem während des Dreißigjährigen Krieges brachte sie reiche Silberfunde.

Bereits in die Häuser der Stadt eingebettet, liegt das „Siebenschlehener Pochwerk“. Die Schneeberger Natur- und Heimatfreunde sind dabei, dieses noch vollständige Pochwerk zu einem bergbaulichen Museum auszubauen. Der nahe Stollen soll zur Besichtigung hergerichtet werden.

Willst du zum Bergsee zurück, so begehe den aufwärtsführenden Teil des U-förmigen Lehrpfades. Wandere noch an der Fundgrube „Eiserner Landgraf“ und am Bergamt vorüber und wechsle dann hinüber zur Fundgrube „Weißer Hirsch“ mit ihrem Huthaus und der alten Bergschmiede.

Am Rande der Stadt triffst du auf die Fundgrube „Neujahrschacht“. Über die Fundgrube „Priester“ gelangst du zur Fund-

grube „Wolfgangmaassen“. Hier biegt der Weg nach rechts ab. Du kommst an der rechter Hand liegenden Fundgrube „Peter und Paul“ vorüber, in deren Huthaus der an der Freiburger Bergakademie tätig gewesene Bergrat Friedrich Christian Brendel geboren wurde. Nun sind es nur noch wenige Schritte, und du hast den Bergsee wieder erreicht.

## DIE STADT AUF DEM SCHNEEBERG

Schneebergs Geschichte ist untrennbar mit der des erzgebirgischen Bergbaus verknüpft. Die Stadt verdankt nicht nur ihre Gründung, sondern auch ihre wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung dem Erzbergbau. Darüber hinaus können nur wenige deutsche Städte eine derart revolutionäre Tradition aufweisen wie gerade Schneeberg.

Die ersten Bergwerke mögen 1453 auf dem Schneeberg betrieben worden sein. Bereits 1460 wissen die Chroniken von einem lebhaften Bergbau zu berichten.

Der Bergbau am Schneeberg roch nach Gewinn. Schon saßen fremde Kuxer, eine Art Aktionäre, den Bergleuten im Genick und fraßen vom Erlös des geförderten Erzes. Einer von ihnen war der Zwickauer Bürger Martin Römer. Er steckte Geld in die Gruben, damit es hecke. Und er hatte Glück. Die „Alte Fundgrube“ brachte die ersten wohlfeilen Erze. Römer wurde durch diesen Anbruch über Nacht reich, arm aber blieben die, die für ihn das Erz brachen. In der Zeit von 1476 bis 1485 soll Römer allein 200 000 Gulden an den Schneeberger Bergleuten verdient haben.

Römer war nicht der einzige, der Bergwerkskuxe besaß. Binnen kurzer Zeit waren über 150 Fundgruben in Betrieb, auf denen mehr als 1200 Knappen arbeiteten. Sie alle hatte das große „Bergkgeschrey“ herbeigelockt. Auf jeder dieser Gruben lagen fremde Kuxe.

Die Bergleute brauchten Wohnung. Dicht bei den Schürfen am „Gehäng“ bauten sie ihre Häuser und begannen so, eine neue Siedlung zu gründen. Der Hauptteil dieser neuen Siedlung wurde

wenige Jahre später, 1476, planmäßig angelegt und von einer Schranke umgeben.

Der Ruhm des Schneeberges als eines der reichsten Silberlande wurde 1477 begründet, als man beim Zusammentreffen von zwölf edlen Gangtrümmern im Fürstenstollen der „St.-Georg-Fundgrube“ einen 400 Zentner schweren, zwei Meter langen, zwei Meter breiten und einen Meter hohen Block aus Glaserz und gediegenem Silber fand.

Herzog Albrecht kam ins Bergbauland und ließ sich am Silberblock bewirten. 80 000 Gewichtsmark Feinsilber wurden später aus diesem „Silbertisch“ geprägt. Und damit der Silbersegen ja nicht versiege, ließ es der Herzog sich nicht nehmen, durch die Grundsteinlegung einer Kirche sich Gott gefällig zu erweisen. Rasch blühte der Bergbau auf. Zwei Jahre später, 1479, zählte man in und um Schneeberg bereits 269 Berggebäude, zwei Jahre darauf erhält Schneeberg seinen Freiheitsbrief, der den Bewohnern viele Rechte einräumte, und 1500 eine eigene Münze, in der die „Schnieber“ geprägt wurden.

Der Silbersegen währte nicht ewig. Statt Silber fand man Kobalt, das mit Nickel, Wismut, Arsen und Eisen auftrat. Wismut war selten und daher besonders wertvoll. Ab 1694 wurde es in der Schneeberger „Georgenhütte“ verarbeitet. Auch das ehemals von den Bergleuten so verlachte Kobalt bekam Wert, als man daraus eine wohlfeile blaue Farbe zu erzeugen wußte.

Dies waren jedoch nur Tropfen auf den heißen Stein. Schneebergs große Zeit war vorüber, der Bergbau lahmt über die Jahrhunderte hinweg.

Da erfolgte neuer Anbruch. Das war im Jahre 1945. Der Uranerzbergbau erblühte über Nacht. Und wieder strömten Menschen herzu und gingen unter Tage. Diesmal freilich unter neuen ökonomischen Verhältnissen, frei von Unterdrückung und Ausbeutung. Viele alte Fundgruben wurden aus ihrem Schlaf gerissen und neu aufgefahren, aber auch neue Gruben entstanden. Siedlungen, Schachtanlagen schossen wie Pilze aus dem Boden, und keglige Spitzhalden wuchsen zum Himmel. In wenigen Jahren bekam die Landschaft ein neues Gesicht.

Schneebergs älteste Geschichte ist voller Klassenkämpfe. Nirgends fand sich arm und reich so dicht zusammen, nirgendwo feierte die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen derart offensichtlich ihre Glorien wie in der alten Bergstadt.

Bereits 1496 und 1498 kam es zu den ersten großen Aufständen der Bergleute, weil die Fundgrübner einen Groschen ihres Lohnes in die eigene Tasche stecken wollten.

1525 stürmten Schneeberger Bauern und Bergleute das Rathaus, um die politische Macht an sich zu reißen. Wenige Jahre später, 1539, muß der Landesfürst dem Drängen der Bergleute nachgeben und ihnen drei Feiertage gewähren, Fastnacht, den Maria-Magdalenen-Tag und die Kirchweih. Alle späteren Versuche, die Feiertage wieder aufzuheben, scheiterten am geeinten Willen der Bergleute. 1711 schlugen Häuer Alarm auf den Gruben und riefen zum Streik auf, weil wieder ein Teil des Lohnes in Gefahr war.

Unter Führung von Heinrich Gottlob Dietz rückten in den Maitagen des Jahres 1849 sechzig junge Schneeberger aus, um an den Barrikadenkämpfen in Dresden teilzunehmen. Dietz nahm später am Mannheimer Aufstand teil, wurde dabei gefangen und standrechtlich erschossen. Im selben Jahr bildete sich in Schneeberg der erste Arbeiterverein.

Der erste marxistisch orientierte Arbeiterverein wurde in der Bergstadt am 1. Juli 1873 gegründet. Bekannte Arbeiterführer kamen nach Schneeberg, um zur Bevölkerung zu sprechen, unter ihnen August Bebel und Wilhelm Liebknecht.

Kurz nach dem ersten Weltkrieg wurde die Kommunistische Partei Deutschlands gegründet, die sich, wie überall in unserer Republik, 1946 mit der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zur SED zusammenschloß und damit den unheilvollen Weg der gespaltenen deutschen Arbeiterklasse beendete.

Wanderst du durch die engen Gassen der alten Bergstadt, wird dir bald auffallen, daß die ältesten Häuser dicht bei der St.-Wolfgang-Kirche stehen. Kleine, niedere Häuschen sind es, von denen die Schneeberger Knappen 1661 sagten: „Ein bloßes Hüttel, worin wir uns mit Weib und Kindern aufhalten und nach verrichteter Bergarbeit abtrucknen können.“

Auf dem aus Bruchstein gemauerten und verputzten Erdgeschoß ruht ein vorstehendes steiles Satteldach, das mit Naturschiefer oder Teerpappe beschlagen ist. Die Giebel sind gegen Kälte und Unwetter mit Holz oder Schiefer verschalt. Während man durch die Vordertür auf die Straße kommt, gelangt man durch die Hintertür zum Garten oder auf den Holzplatz.

Ähnliche Häuser wirst du auch in der Talfurche finden, in die Neustädtel gebettet ist. Es waren die Wohnungen der armen Leute, die mit ihren Fäusten, zumeist unter Tage, ihr Brot verdienten.

Schneebergs wohlhabende Welt siedelte sich nahe des Marktplatzes an. Hier wohnten die reichen Fundgrübner, die Handelsleute, Spitzenverleger und viele hohe Bergbeamte.

Als 1719 die Stadt abbrannte, wurde auch das Marktgelände ein Opfer der Flammen. Beim Wiederaufbau konnte man der Protzlust freien Lauf lassen. So drängt sich der barocke Stil in den Vordergrund. Die Gestaltung der schönsten Bürgerhäuser schreibt man dem Einfluß des Dresdner Architekten Johann Christoph Neumann zu.

Nahe dem Rathaus steht eines der schönsten Barockhäuser, mit harmonisch gegliederter Fassade, reichem Ornamentschmuck und einem hohen Mansardendach. Der davorstehende Bergmannsbrunnen, das Werk eines Dresdner Künstlers, wurde 1935 errichtet.

Ein anderes schönes Barockhaus, das Fürstenhaus am Ernst-Schneller-Platz, wurde durch Kriegseinwirkung zerstört. Durch staatliche Unterstützung konnte es 1954 in alter Pracht wieder aufgebaut werden. In seinem Untergeschoß hat sich heute die Schneeberger Sparkasse eingerichtet.

Zu Schneebergs barocken Sehenswürdigkeiten gehört auch das an der Oberen Zobelgasse stehende Bortenreutherhaus, das heutige „Museum für bergmännische Volkskunst“. Seit der Renovierung im Jahre 1956 kommt der wohlgegliederte reiche Fassadenschmuck besonders gut zur Geltung.

Wegen Eigenwilligkeiten wurden vom Schneeberger Rat dem Bauherrn dieses Hauses oft Vorhaltungen gemacht. Er soll diese

durch den Ornamentschmuck über dem Portal beantwortet haben, in dem er einen Kopf mit herausgestreckter Zunge anbringen ließ.

Schneebergs stattliches Rathaus teilt einen der größten Marktplätze Sachsens in zwei Teile, in den Ernst-Thälmann-Platz mit dem Ernst-Thälmann-Denkmal und in den Ernst-Schneller-Platz. Früher stand auf der Mitte des Platzes ein altherrwürdiges Rathaus, das durch Brandstiftung eingeäschert wurde. Das jetzige Rathaus wurde nach 1849 erbaut. Es ist ein nüchterner Zweckbau. Als es 1911 renoviert wurde, erhielt die Stirnseite ein Sandsteinrelief, das im Mittelteil die Romnersage darstellt. Das Relief zeigt den Händler Sebastian Romner, dem ein Steiger einen Brocken Erz reicht. Es soll das erste gefundene Silber gewesen sein. Flankiert wird das Bild von zwei „Putten“, die Schneeberger Spitzen in den Händen halten. Mit dem Bildnis soll Schneeberg als Bergstadt und als Zentrum der erzgebirgischen Volkskunst symbolisiert werden.

Schneebergs dritter und jüngster Stadtteil gruppiert sich hinter der Hospitalkirche und wird von einer allgemeinbildenden polytechnischen Oberschule überragt, in der früher ein Lehrerseminar untergebracht war. Von hier aus erreicht man auch die neue große Bergarbeitersiedlung, die „Siedlung des Friedens“, die ab 1950 für die Wismutkumpel erbaut wurde.

Majestätisch erhebt sich aus den Häusern der Stadt die größte evangelische Kirche Sachsens, die St.-Wolfgangs-Kirche. Sie ist ein einheitlicher Saalbau mit einer vieleckigen Ostwand, ringsum laufenden Emporen und einem 72 Meter hohen Turm. Erbaut wurde sie von 1516 bis 1540. Sie steht heute unter Denkmalschutz.

In den Mittagstunden des 19. April 1945 stießen britisch-amerikanische Tiefflieger nieder und schossen sie in Brand, daß nur noch das Mauerwerk übrigblieb. Lediglich die wertvollen Bilder, Werke aus der Schule Lucas Cranachs, konnten aus der brennenden Kirche gerettet werden.

Bisher waren über eine Million DM nötig, um den Turm wieder herzurichten, das Kirchenschiff zu überdachen und auszubauen.

Seit 1950 steigen wieder in der Nacht zum ersten Weihnachtsfeiertag die Turmsänger hinauf in luftige Höhe, um ihr Turmglückauf dem neuen Tag entgegenzubringen.

Es liegt überhaupt ein besonderer Reiz darin, Schneeberg um die Weihnachtszeit zu besuchen. Da schauen aus den Fenstern die geschnitzten Lichtträger, Räuchermänner und Nußknacker, und tausend blanke Lichter leuchten in die Winternacht.

In der Frühe des Weihnachtsmorgens singen die Neustädteiler Schnitzer von der Halde beim alten Zier-Schmied ihr „Freue dich, Schneeberg, dein Bergwerk noch flimmert!“

Auch andere Traditionen sind in Schneeberg noch lebendig. So findet jedes Jahr im letzten Drittel des Juli die große Bergparade statt, zur Erinnerung an die ersten erfolgreichen Bergstreiks von 1496 und 1498. Die Männer holen die alten, ererbten Uniformen hervor und treten in ihnen zur Parade an. Neben ihnen marschieren die Kumpel der SDAG Wismut und benachbarter Grubenreviere. Unter den Klängen alter Schneeberger Bergmusik bewegt sich der farbenfreudige Zug durch die Stadt, voran die alten Bergfahnen. Links und rechts säumen Zehntausende aus nah und fern die Straßen.

Schneebergs Ruhm gründet sich nicht nur auf den Bergbau, sondern auch auf die erzgebirgische Volkskunst, die hier ihren Mittelpunkt hat. Hauptzweige dieser Volkskunst im Gebirge sind das Schnitzen und Klöppeln.

Während im Schwartenberggebiet, in Seiffen und Neuhausen, die Drechselei zu Hause ist, wird im westlichen Gebirge, zwischen Flöha und Mulde, geschnitzt. Die ersten, die dem Holz Leben einflößten, waren Bergleute. Das Drechseln rückte beim Versiegen des Bergbaues zum Gewerbe auf, das Schnitzen aber blieb Feierabendkunst.

Mit über 2000 Schnitzern, die in mehr als 100 Schnitzgemeinschaften des Deutschen Kulturbundes zusammengefaßt sind, ist das Erzgebirge heute das größte geschlossene Schnitzgebiet in ganz Deutschland.

Aus Anlaß des zehnten Jahrestages der Gründung der DDR vollbrachten die Schnitzer des Erzgebirges eine vorbildliche Kollektivleistung. In 7533 freiwilligen Aufbaustunden schufen

sie eine Pyramide, die das Leben im Erzgebirge darstellt. Sie wurde als Geschenk des Erzgebirges unserem Staatspräsidenten Wilhelm Pieck übergeben.

Auch das Klöppeln verbreitete sich, als der Bergbau kriselte. Diese Volkskunst blieb vorwiegend Frauen vorbehalten. Seit nahezu 400 Jahren genießen die erzgebirgischen Klöppelspitzen internationalen Ruf. Das Klöppeln blieb nicht nur Feierabendkunst, sondern trug mit dazu bei, den kargen Familienunterhalt zu sichern. Die Klöpplerinnen lieferten ihre Erzeugnisse an sogenannte Bortenverleger, die das Klöppelmaterial und die Muster ausgaben und dann die Spitzen gegen einen Hungerlohn aufkauften. Es gibt kein Beispiel dafür, daß sich eine Klöpplerin durch ihre Arbeit sanierte, hunderte aber dafür, daß Verleger reich wurden.

In 52 staatlichen Klöppelschulen, die über das gesamte Gebirge verstreut sind, wird heute den Kindern das Klöppeln von ausgebildeten Fachkräften gelehrt. Seit man die Klöppelspitze in die Mode einbezieht, hat diese alte Volkskunst großen Aufschwung genommen.

Einen Einblick in das volkskünstlerische Schaffen der Menschen des Gebirges vermittelt das „Museum für bergmännische Volkskunst“ im Bortenreutherhaus. Dieses Museum wurde aus dem 1929 gegründeten Heimatmuseum auf Beschluß des Ministeriums für Kultur 1957 entwickelt.

Neben Schnitzwerken, zu denen auch die des Auer Volkskünstlers und Ehrensenators der Dresdner Kunstakademie Emil Teubner (1877–1958) gehören, werden meisterhafte Klöppelspitzen, Bastelarbeiten und Zinngeräte gezeigt. Die mechanischen Heimatberge sind ein besonderer Anziehungspunkt des Museums. Darüber hinaus vermittelt es einen Einblick in den Bergbau, die Stadtgeschichte und in die Geschichte der Arbeiterbewegung. Allein im Jahre 1960 konnten 25 004 Besucher gezählt werden. Um zielstrebig die erzgebirgische Volkskunst zu fördern, wurde durch das Ministerium für Kultur am 19. Juli 1953 das „Haus der erzgebirgischen Volkskunst“ gegründet, das seinen Sitz in der Schneeberger Ringstraße hat. Diesem Haus ist eine Fachgrundschule für angewandte Kunst angeschlossen.

Das „Haus der erzgebirgischen Volkskunst“ betreut gegenwärtig über 6000 Volkskünstler in den Städten und Dörfern des Gebirges. In mehrwöchigen Lehrgängen schulen Fachkräfte Schnitzer und Klöpplerinnen.

In der Fachgrundschule für angewandte Kunst werden in vierjährigem Studium Klöppellehrerinnen für die allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen des Gebirges ausgebildet. Neben der Schneeberger Schule gibt es nur noch zwei andere in der Welt, die Klöpplerinnen heranbilden, in Wologda (UdSSR) und in Prag (ČSSR). Seit 1959 werden an der Schule auch Holzbildhauer unterrichtet.

Schlenderst du durch die Straßen der Stadt, so findest du an einem Haus in der Kirchgasse eine Tafel. Du liest: „In diesem Haus war Robert Schumann von 1826 bis 1847 wiederholt zu Gast beim Bruder Carl Schumann.“

Auch an einem Haus am Zobelplatz ist eine solche von Meister Lenk aus Holz gefertigte Tafel angebracht: „In diesem Haus spielte Robert Schumann am 22. oder 23. August 1839 seiner Braut Clara Wieck zum ersten Mal seine ‚Kinderszene‘ vor.“

Goethe weilte in Schneeberg und betrieb bergbauliche Studien. Auf einer Tafel an einem Haus am Markt kannst du lesen: „Hier wohnte im früheren Gasthof ‚Zum Ring‘ Wolfgang von Goethe vom 14. bis 17. August 1786.“

Reizvoll ist Schneebergs sieben Hektar großer Stadtpark mit seinen alten Linden. Im Park eingebettet liegt das Hallenbad mit einem Schwimmbecken von  $8 \times 14,3$  Metern, Duschanlage und medizinischen Bädern.

In 7800 freiwilligen Aufbaustunden schufen sich astronomisch interessierte Schneeberger Bürger eine eigene Pionier- und Volkssternwarte, die fleißig besucht und benutzt wird. Gegenwärtig wird sie im Nationalen Aufbauwerk wesentlich erweitert. Du wirst lange suchen müssen, weit und breit, um eine Stadt zu finden, die so vieles Interessantes aufzuweisen hat wie gerade Schneeberg. In den Mauern dieser Stadt verschmelzen besonders deutlich alte fortschrittliche Überlieferungen mit dem Geist eines neuen Zeitalters, einer sozialistischen Gegenwart. Hier wird dir so recht bewußt, wie ernst es unser Arbeiter-und-Bauern-Staat

nimmt, wertvolles Altes zu pflegen, um es der sozialistischen Nachwelt zu erhalten.

## AUE – DIE WERKSTATT DES WESTLICHEN ERZGEBIRGES

Schon frühzeitig drangen Menschen bis dorthin in den Miriquidi, wo sich Schwarzwasser und Zwickauer Mulde vereinen.

Als man 1919 in Aue eine Straße baute, fand sich eine Steinaxt aus der Jungsteinzeit als Zeuge längst verblichener Menschengenerationen. Fachleute schätzen ihr Alter auf 7000 Jahre. Sie wird heute im Kreismuseum aufbewahrt. Eine 5000 Jahre alte Spitzhaue kam 1961 bei Erdarbeiten in vier Meter Tiefe zum Vorschein.

Dadurch ist erwiesen, daß Menschen frühzeitig bis in den Auer Talkessel vorgedrungen sind. Einen Nachweis, daß sie sesshaft waren, gibt es freilich nicht. Dieser Kessel hatte sich spätestens zu Beginn der Eiszeit, also vor rund 800 000 Jahren, bis nahezu zu seiner heutigen Tiefe ausgestrudelt und bot sich zum Siedeln geradezu an. Das Wasser hatte sich tiefer in den weicheren Granit eingesägt. Stehen geblieben waren die Höhen aus hartem Kontaktschiefer.

Erstmalig wird der Auer Kessel in einer 1118 von der Zwickauer Marienkirche ausgestellten Urkunde erwähnt, in der die Grenzen des Gaues Zwickau festgelegt wurden. Mit dieser Urkunde liegt das älteste Zeugnis darüber vor, daß Menschen hier lebten. Als der Staufenkaiser Friedrich Rotbart 1173 die Gründung des Klösterleins Zelle als Schlüssel der Besiedlung des westlichen Erzgebirges genehmigt hatte, erhielt der Talkessel Zuzug, nicht nur durch Mönche, auch durch Bauern.

Dieses Klösterlein war die Keimzelle eines Klosters, blieb aber fortwährend vom Stift St. Moritz in Naumburg abhängig. Dadurch wurde es rasch von dem wohlhabenden Grünhainer Kloster in den Schatten gestellt.

Ein zum Klösterlein gehörendes Kirchlein aus dem Jahre 1230 trug bis vor wenigen Jahrzehnten ein in romanischem Stil ge-

haltenes Putzritzungsgemälde, das heute zu einer Kostbarkeit des Kreismuseums geworden ist. Jahrhunderte hindurch war es von Tünche überdeckt, bis es 1881 der Kunsthistoriker Cornelius Gurlitt aufspürte und freilegen ließ. Über 50 Jahre zierte es noch die Außenwand der Kirche, Wind, Wetter und Ruß ausgesetzt, bis es 1933 aus der Wand herausgelöst, in Dresden restauriert und ins Auer Museum gebracht wurde.

Unweit des Klösterleins im Auer Talgrund gründeten um 1200 15 Rodebauern das Waldhufendorf Aue. Am Zeller Hang entstand das zum Klösterlein gehörende Waldhufendorf Zelle, dessen Felder bis hinauf zum Hirnschädel und hinab zum Lößnitzbach reichten.

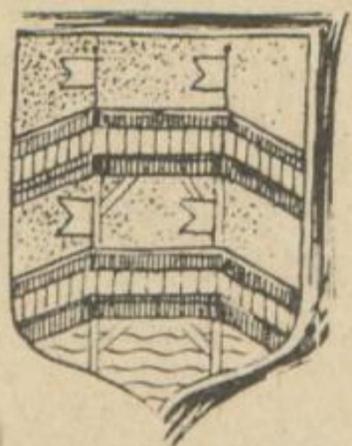
Bald brachte das Dörflein Aue einen berühmten Mann hervor. Vor 1470 wurde hier Melchior Lotter geboren, der Luthers 95 Thesen und die ersten Bibelübersetzungen druckte.

Als 1525 die Bauern des Auer Grundes, angefacht durch die Ereignisse des Großen Deutschen Bauernkrieges, das Klösterlein stürmten, war sein Ende nahe. Bald danach wurde es aufgelöst und in seinen Mauern ein Rittergut eingerichtet. Der kurfürstliche Münzmeister Bienert kaufte es auf, ließ aber das alte Gut verfallen und baute an der jetzigen Stelle ein weit größeres. 1819 wurde es ein Raub der Flammen, und danach erhielten die Gebäude ihre heutige Gestalt.

Der große Silberrausch lockte auch Bergleute in den Auer Kessel. An den Hängen schlugen sie ein und durchwühlten den steinigen Boden. Manche Grube war fündig, manche verfiel, ohne Ertrag gebracht zu haben. Die Dörfer Aue und Zelle wurden volkreicher. Zu den Bauern kamen die Bergleute.

Längst hatten Zimmerlinge neben der Furt durch Schwarzwasser und Mulde einen Holzsteg angelegt. Um aber auch Lastkarren den raschen Uferwechsel zu ermöglichen, wurde er im 16. Jahrhundert durch eine hölzerne Brücke ersetzt. Später ließ August der Starke an ihrer Stelle Steinbrücken errichten.

Im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts erhielt Aue Stadtrechte. Doch als die Auer Bürger 1632 den kaiserlichen Truppen am Lumpicht, einer Anhöhe in Richtung Lauter, erbitterten Widerstand leisteten, fiel im Jahr darauf Holk mit seinen berüch-



tigten Truppen in das Städtlein ein und ließ es bis auf die Grundmauern niederbrennen. Mühselig entstand ein bescheidenes neues Städtchen. Daß es sich überhaupt wieder hochquälte, mag mit daran gelegen haben, daß Veit Hans Schnorr 1635 beim Bärengrund das erste sächsische Blaufarbenwerk gründete. Anfangs stellte das Werk nur blaue Farbe her, später hatte es eine Zeitlang

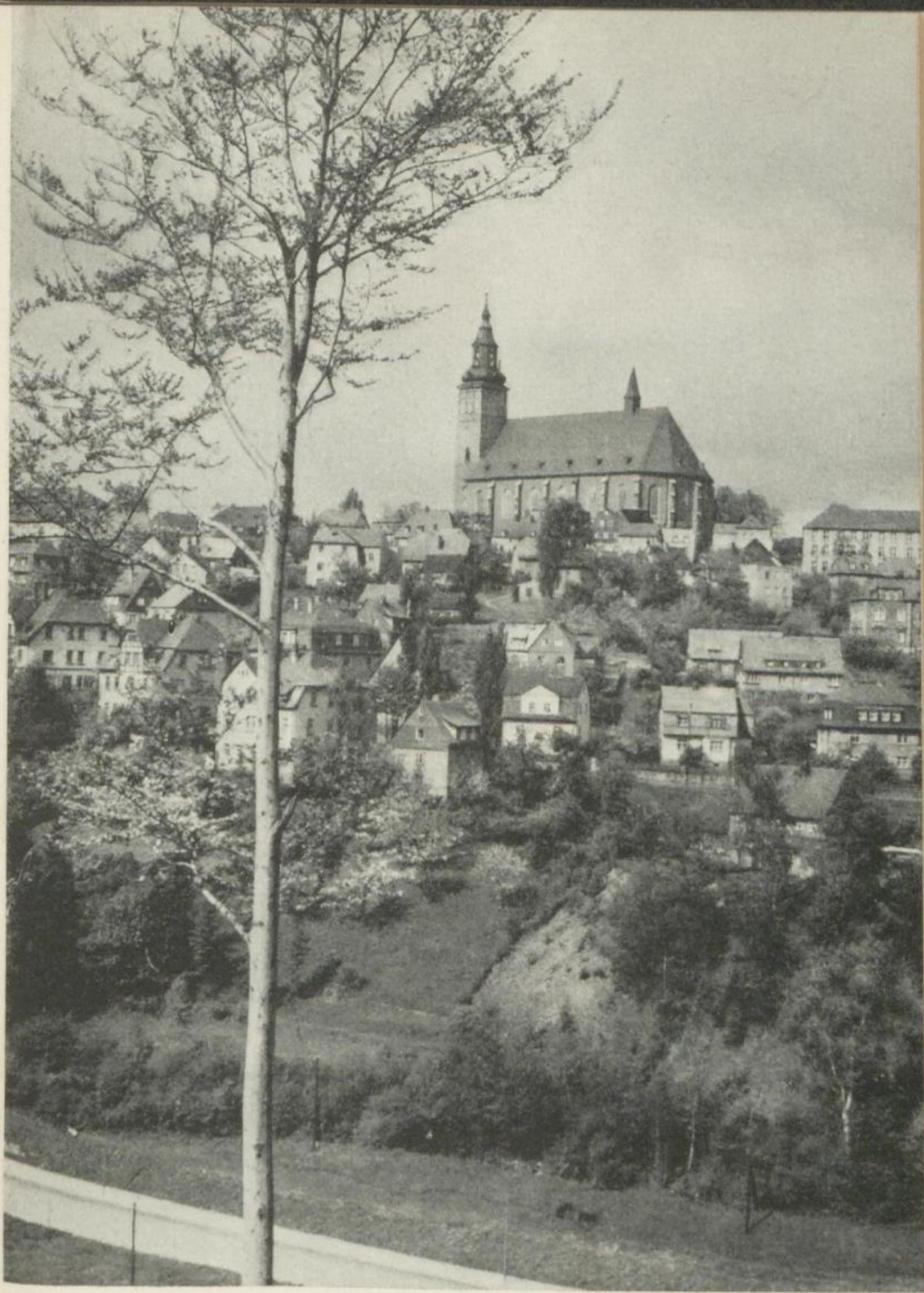
Weltmonopolstellung in der Wismuterzeugung. Heute befindet sich dort der VEB Nickelhütte Aue. Aus den Gründerjahren dieses Blaufarbenwerkes stammen noch die Fachwerkhäuser unmittelbar hinter dem Werk.

Als dann gar noch um 1661 am Heidelsberg die Zinngruben fündig wurden, erblühte das Städtlein zusehends. Pochwerke begannen zu stampfen, und eine Schmelzhütte stieß den Rauch zum Himmel.

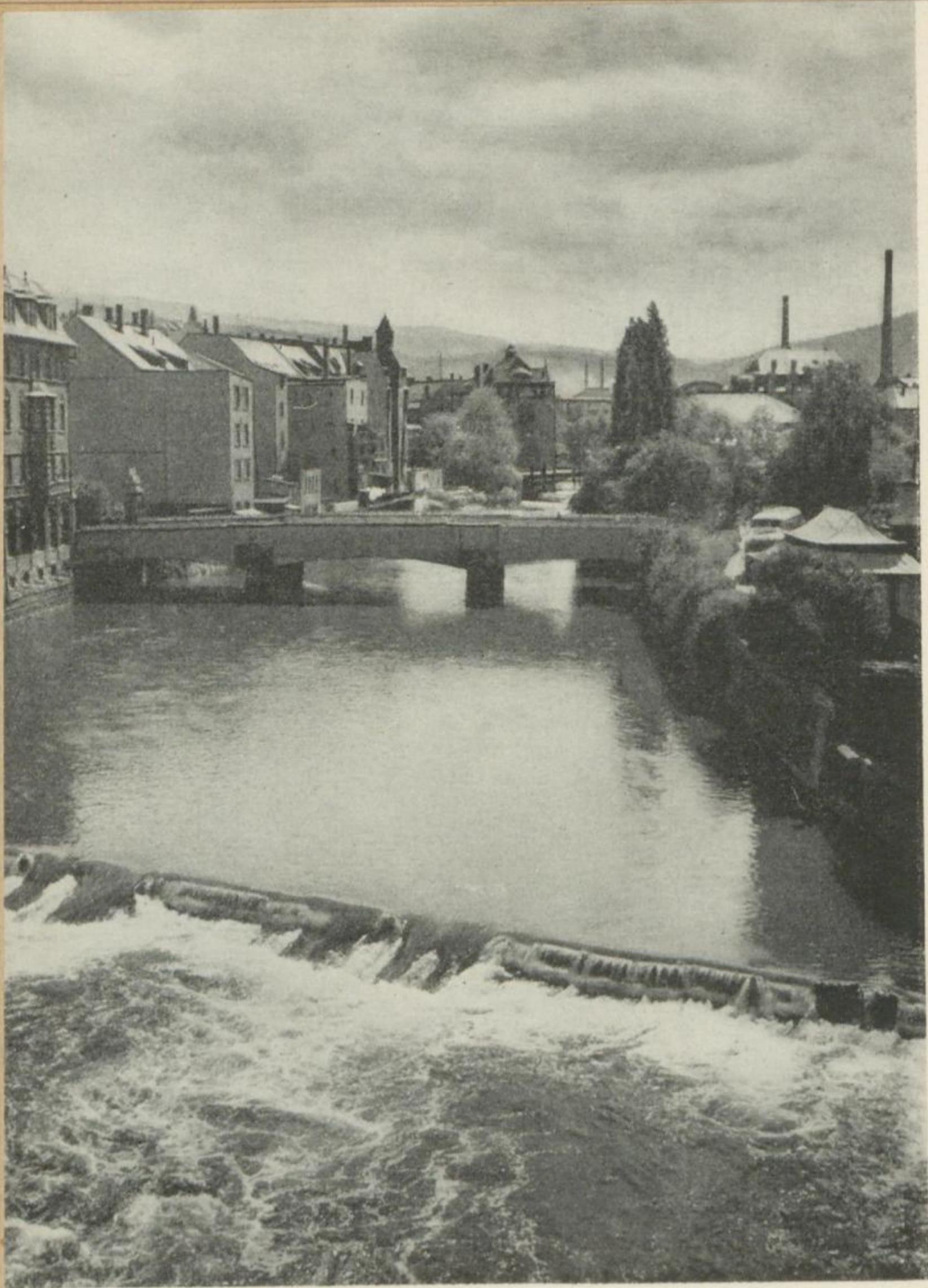
Einer der wohlhabenden Auer Bürger ließ dort, wo heute das HO-Hotel „Blauer Engel“ steht, ein Wirtshaus errichten. Barockkünstler mußten ihm die Schankstube reich ausstatten. Sie war so kostbar, daß sie als „Tausendgüldenstube“ in die Auer Stadtgeschichte einging. Freilich wäre mancher Knappe glücklich gewesen, hätte er daheim ein „Zehngüldenstübchen“ besessen. Als 1859 das Wirtshaus abbrannte, wurde auch die „Tausendgüldenstube“ eingeäschert.

Aues Aufschwung wurde auch dadurch begünstigt, daß der an den Groschen kleiner Leute reich gewordene Hans Schnorr von Caroldsfeld auf der Anhöhe zum Lumpicht eine Kaolingrube auffahren ließ, die bald die größte Europas wurde. Kaolin ist ein wertvoller weißer Ton, der durch Verwittern feldspatreicher Gesteine entsteht. Aus ihm stellt man vorwiegend Porzellan her. Anderthalb Jahrhunderte lieferte die „Weißerdenzeche St. Andreas“ den Rohstoff für das Meißner Porzellan. Kändler und Hörold formten ihre Kunstwerke aus Auer Kaolin.

Diese Weißerdenzeche war ein recht geheimnisvolles Unternehmen. Steiger und Knappen mußten strenge Verschwiegenheit wahren. Das „weiße Zeug“ wurde auf der Zeche getrocknet, von



Schneeberg mit der St.-Wolfgang-Kirche



Die Zwickauer Mulde in Aue

unbrauchbarem Gestein gereinigt und in Fässer verpackt, die verschnürt und versiegelt wurden. In Abständen von 12 bis 14 Tagen brachten Gespanne jeweils 120 Zentner des „weißen Goldes“ nach Meißen.

1854 war die Zeche schließlich erschöpft und wurde stillgelegt. Aus ihrer Glanzzeit ist noch das Huthaus erhalten, in dem die Stadt Aue ein Altersheim untergebracht hat. Dieses Haus steht unter Denkmalschutz.

Wesentlich am wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt ist die Erfindung des Argentans durch Dr. Ernst Geitner beteiligt. Argentan ist eine neusilberähnliche Legierung aus 40–70 Prozent Kupfer, 10–20 Prozent Nickel und 5–30 Prozent Zink. Geitner hatte 1819 den Auerhammer gekauft und ließ dort seine Neusilberbleche walzen.

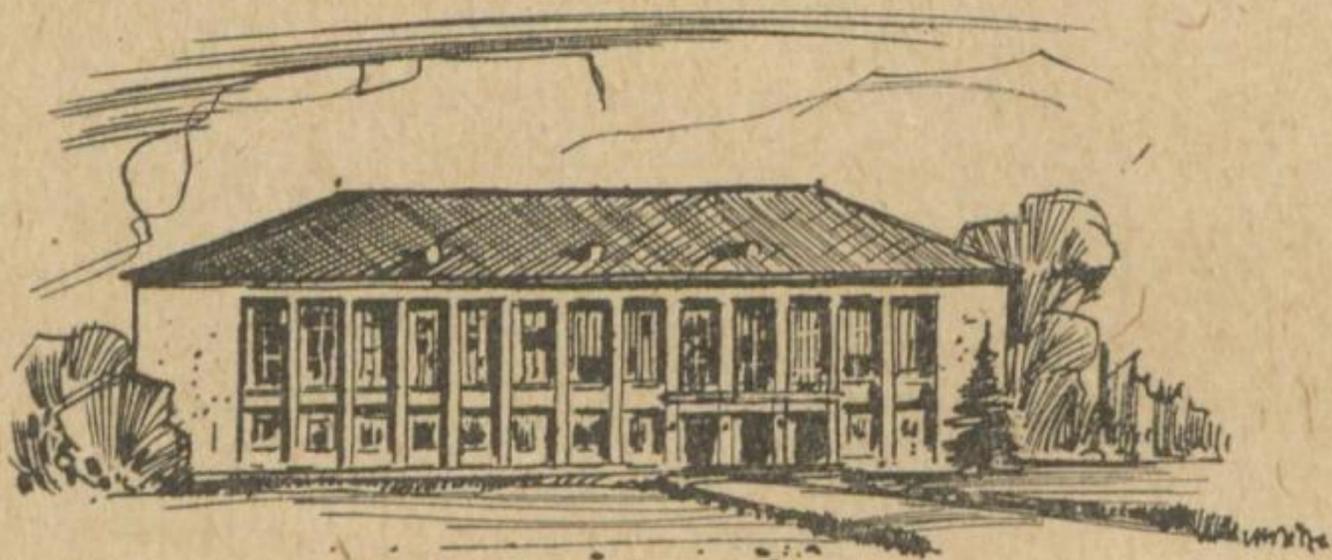
Auch der Deutsche Zollverein half mit, daß Aue eine Industriestadt wurde. Nach seiner Gründung schossen Baumwollfabriken, Bleichereien, Spinnereien und Webereien wie Pilze aus dem Boden. Die Hohlbergsche Bleicherei errichtete einen acht Stockwerke hohen Trockenturm, der lange Zeit wie ein Betgfried über die Stadt blickte. Reste dieses Turmes, unweit des Altmarktes, verwendet heute der VEB Textima als Produktionsstätte.

1858 erhielt Aue Bahnanschluß. Damit war dem Einzug des Kapitalismus in das Auer Tal Tür und Tor geöffnet. Kapitalisten rafften Arbeitergroschen zu Vermögen. Aues Wahrzeichen wurde der Fabrikschornstein.

Ernst Geßner begründete eine Fabrik für Textilmaschinen, heute VEB Textima Aue, Erdmann Kircheis baute eine Fabrik für Blechbearbeitungsmaschinen auf. Unter VEB Blema Aue liefert heute dieser Betrieb seine Maschinen in alle Welt. August Wellner und Hutschenreuther ließen Bestecke produzieren. Die Einwohnerzahl der Stadt wächst und wächst. Um die Jahrhundertwende zählt sie 17 000 Einwohner, nach dem ersten Weltkrieg bereits über 25 000 und heute etwa 32 000.

Frühzeitig entwickelte sich eine organisierte Arbeiterbewegung, die freilich, wie auch anderswo in Deutschland, allzu lange irrte und sich erst durch die Gründung der KPD nach dem ersten Weltkrieg eine revolutionäre marxistische Partei schuf.

Voll entfaltet hat sich die Stadt nach 1945. Ein nie für möglich gehaltener Aufschwung begann damals, beflügelt durch den neu erblühten Erzbergbau. Nun sind die Bergleute keine armseligen Maulwürfe mehr, die für einen Hungerlohn Kuxern Pfründe schaffen. Selbst Herr der Gruben, kommt mit dem neuen Bergbau auch Wohlstand in die Stadt. Suche in Aue ein Dach ohne Fernsehantenne, ein Haus ohne Garage! Dort, wo vor zehn oder fünfzehn Jahren die Bauern noch die Ackerfurche zogen, stehen heute neue Siedlungen. Der Zeller Berg erhält ein neues, ein sozialistisches Gesicht, auf dem Eichert wächst der neue Stadtteil. Wanderst du durch die Stadt, wirst du selten auf Altertümlichkeiten stoßen, um so mehr aber auf Zeugen unserer sozialistischen Gegenwart.



Beginne deinen Stadtbummel beim Kulturhaus „Ernst Thälmann“, im Stadtzentrum an der Goethestraße. Dieses Haus, 1959 eingeweiht, ist heute nicht nur der kulturelle Mittelpunkt der Stadt, sondern des gesamten Kreises. Über 800 Sitzplätze hat der Theatersaal, im Konzertsaal finden etwa 300 Besucher Platz. Umfangreich ist die Bibliothek, viele Klub- und Leseräume stehen jedermann zur Verfügung. Vielseitig und umfangreich ist der Veranstaltungsplan dieses Hauses. Konzerte, Theateraufführungen, Film- und Variétéveranstaltungen wechseln sich ab. Mal- und Zeichenzirkel, Zirkel schreibender Arbeiter, Film- und Fotogruppen haben hier ihre Heimstätte. Hier haben auch das Arbeitermusiktheater, das Arbeitertheater mit mehreren Inszenierungsgemeinschaften und das durch Funk- und Fernsehen bekannte Jugendtanzorchester der IG Wismut ihren Sitz. Auch das Staatliche Orchester Aue ist im Hause untergebracht.

Nur wenige Schritte sind es bis zum Kreismuseum in der Schneeberger Straße. Am Schillerplatz, an dem du vorüber mußt, triffst du auf eine Postsäule. Sie stand ursprünglich irgendwo am Rande der Stadt. Während Ober- und Unterteil verloren gingen, entdeckte der verdienstvolle Heimatforscher Dr. Siegfried Sieber das Mittelstück als Haustürstein im Stadtteil Zelle. Er ließ es sicherstellen. Seit 1959 steht diese restaurierte Säule im Zentrum der Stadt.

Das Kreismuseum vermittelt einen interessanten Einblick in die Vor- und Frühgeschichte des Kreises, die Entwicklung der Stadt als Industriestadt, den heimischen Bergbau, das Hütten- und Hammerwesen, die heimische Volkskunst und die kirchliche Kunst. Sein Besuch lohnt sich auf alle Fälle.

Unmittelbar hinter dem Museum spannt sich die Lößnitzer Brücke, die den Niederschlemaer Weg, die Mulde, die Alberodaer Straße und die Bahnkörper überwölbt. Sie entstand Mitte der dreißiger Jahre, um den immer stärker werdenden Verkehr besser zu regulieren. Während sich rechter Hand ein Blick hinein in die Stadt bietet, siehst du auf der linken Seite den Bahnhof und das Klösterlein.

Bald bist du im neuen Aue. Du suchst vergeblich nach finsternen Hinterhöfen, verrußten Fassaden. In diesen neuen großfenstrigen Häusern wohnen die Wismutkumpel und die Arbeiter der Industriestadt. Mitten aus den neuen Häusern reckt sich der 26 Meter hohe Turm der neuen polytechnischen Oberschule, die 1958 eingeweiht wurde. Sie ist eine der modernsten Schulen unserer Republik. Das würfelfartige Gebäude mit den bunten Balkons an der Zufahrtsstraße ist ein Ledigenwohnheim.

Wenn du den Schlachthof erreicht hast, kannst du drunten am Lößnitzbach das Otto-Grotewohl-Stadion sehen. Vielleicht kennst du es bereits aus Fernsehsendungen. Hier spielt der mehrfache deutsche Fußballmeister SC Wismut. Zum Stadion gehören Trainingsplätze, eine Schwimmbahn und ein Sportlerheim. Wandere nun hinauf zum Zeller Berg. Bald bist du bei den Kreiskrankenanstalten angelangt. Über 1000 Kranke können diese modernen Gebäude aufnehmen. Aus einem bescheidenen Krankenhaus wuchs in den Jahren 1951–1954 diese großartige

Anlage. 16 Millionen DM wendete hierfür unser Arbeiter-und-Bauern-Staat auf.

Die Robert-Koch-Straße bringt dich wieder stadtwärts. Du gehst an der Medizinischen Schule, am Fernheizwerk und an der Betriebsberufsschule Bau vorbei, an Gebäuden, die ebenfalls unser Staat errichten ließ.

Von der Zeller Terrasse kannst du die gesamte Stadt überblicken. Welch pulsierendes Leben herrscht dort unten! Drüben hinter der Stadt steigt gewichtig der Heidelsberg empor. Jedes Jahr in den ersten Augusttagen findet dort das Parkfest statt. In den Abendstunden blicken dann Tausende bunter Lichter in die Nacht, Karussells jagen ihre Runden, Riesenräder durchkreisen die Nacht. Dort drüben befindet sich übrigens auch eine große Sommerrodelbahn. Es ist eine Lust, auf ihr hinabzujagen! Der Durchgang am alten Heinzgut vermittelt dir noch einen Blick in das alte Aue. Doch schon umbrandet dich der Verkehr. Personenwagen, Motorräder, Sattelschlepper, Busse, Kipper, eine endlose Folge! Du hast Not, die Straße zu überqueren.

Nimm dir die Zeit und gehe noch bis zur Kreuzung am Markt. Du meinst, mitten in einer Großstadt zu sein. Links und rechts der Schneeberger Straße moderne Geschäfte, Leuchtreklamen, Automaten, blitzende Schaufenster, auf der Straße aber strömt der Fahrzeugverkehr unablässig, wie ein Band, das man an dir vorüberzieht. Ist es ein Wunder? Mehr als 5000<sup>1</sup> Fahrzeuge passieren täglich die Kreuzung am Markt. Die Verkehrspolizisten haben alle Hände voll zu tun, diesen Verkehr unablässig und unfallfrei in Fluß zu halten.

Hier wollen wir unseren gemeinsamen Rundgang beenden. Kamst du nicht auch zu dem Eindruck, daß diese Stadt fünfzehn Jahre sozialistischer Aufbau weit mehr profilierte als es Jahrhunderte vermochten? Gerade darin liegt ihr Reiz!

## SCHWARZENBERG — PERLE DES ERZGEBIRGES

Rührige Fremdenwerbung gab der Stadt diesen Beinamen. Freilich nicht ohne Grund. Schwarzenbergs wuchtige Bauwerke auf hoher Felsenterrasse prägen ein Stadtbild, das weit und breit zu suchen ist.

Die schroffe Felsbank, auf der sich die Altstadt gegen die Burg drängt, zwingt das vom oberen Gebirge herabgurgelnde Schwarzwasser zum haarnadelförmigen Bogen. Wie die Zacke eines Reißverschlusses greift von entgegengesetzter Seite der Ottenstein ein, daß der Bach ein zweites Mal ausbiegen und gegen den schründigen und kanceligen Totenstein gedrängt wird. Erst nachdem er sich mit dem Pöhlwasser vereint und die flache Talmulde in Richtung Sachsenfeld erreicht hat, kann er ungehindert seinen Weg fortsetzen. Doch nicht lange. Bald stellt sich ihm der Gehringsberg zwischen Neuwelt und Lauter und dann der mächtige Burkhardtswald vor Aue in den Weg.

Kaum zehn Minuten Weg sind es vom Marktplatz bis zur „Kanzel“ des Totensteins. Dort oben, am Gebäude des Rates des Kreises und der neuerrichteten Berufsschule, umlispelt dich das Blattwerk mächtiger Linden, die im Verein mit Buchen, Ahornbäumen und Eichen ein dichtes Blätterdach bilden.

Du mußt schon schwindelfrei sein, trittst du bis dicht an die Barriere. Ein Teil des windungsreichen Tales liegt dir zu Füßen, dem der Bach und jene Straße folgt, die die Stadtmitte umgeht. Drunten auf der Straße sind die Menschen Zwerge, die Autos Streichholzschachteln. Das eine oder andere quält sich den Stadtberg hoch, andere bleiben im Tal auf der Schlängelstraße. Dir gegenüber liegt die bewaldete Höhe des Ottensteins, von dem die Sage geht, hier habe Kaiser Otto auf einem Heereszug nach Böhmen gerastet. Eine Zeitlang wurde am Fuße des Ottensteins ein Bad betrieben, das zwischen 1863 und 1890 seine Blütezeit hatte. Heute ist in einem der Gebäude der Veteranenklub untergebracht.

Drüben in dunstiger Ferne, schräg über dem Ottenstein, klotzt einer der Basaltberge des Gebirges, der Scheibenberg, und weit

hinter der Stadt im Süden klebt Erla-Crandorf an steilem Hang.

Wie eine Mauer drängt sich dir der immer breiter werdende Sattel entgegen, auf dem der älteste Teil der Stadt hockt. Dicht an dicht sind die Häuser gerückt und drohen, sich gegenseitig vom begehrten Höhenplatz in die Tiefe zu stoßen. Dabei hatten sie es schwer, sich dort oben zu behaupten. Oft sprang der „rote Hahn“ von Dach zu Dach und fraß sie bis auf die Grundmauern auf. Das letzte Mal vor kaum 150 Jahren, 1824.

Als der kostbare Raum nahe der Burg zu eng wurde, rutschten die Häuser immer weiter zum Schwarzwasser hinab. In dieser Vorstadt – noch heute heißt sie so – nutzten Mühlen, Schmelzen, Hämmer, Gerbereien und Färbereien das Wasser des Baches. Andere Häuser kletterten die Lehnen hinauf und gründeten schließlich über dem „festen Haus“. Und wieder andere breiteten sich aus, hinab nach Sachsenfeld und dem Pöhlwasser empor. So formte sich das ungleichmäßige und zerrissene Stadtbild, das die Stadt kennzeichnet.

Burg und Siedlung mögen um 1150 entstanden sein. Wer sie gründete, bleibt unbekannt. Urkundlich wird Svarcenberg erstmals 1262 erwähnt. Als erster Burgherr wird Heinrich von Mödling genannt, der Stiefvater Heinrichs des Löwen. Möglicherweise war er der Gründer.

Eine Burg auf der Felsrippe hat man deshalb gegründet, weil östlich der heutigen Stadt eine von Zwickau ins Ohře(Eger-)tal führende Paßstraße das Schwarzwasser überquerte. Von der Burg aus wurde dieser Handelsweg überwacht und beschützt.

Friedrich Barbarossa wurde nächster Burgherr, der Schwarzenberg den Babenbergern abkaufte. Als Herr des Egerlandes brauchte er gesicherte Zufahrtswege in die Mark Meißen.

Barbarossas Enkel, Kaiser Friedrich II., gab Schwarzenberg an Ottokar von Böhmen ab. Burg und Stadt wurden böhmisch und blieben es so lange, bis die Leisniger Burggrafen und späteren Herren von Tettau den Besitz erwarben. Schließlich legte 1533 der sächsische Kurfürst seine Hand auf Burg und Herrschaft Schwarzenberg, die er von den Tettaus erworben hatte.

Fortan hausten gewichtige Amtspersonen oben im Felsennest. Über den Burghof trippeln Schnallenschuhe, wippen bepuderte Perücken oder dröhnen eisenbeschlagene Soldatenstiefel.

Weit über die Felsennase hinausgeschoben, an drei Seiten von Wasser umflossen, mag die Burg ein Durcheinander von Wehr- und Wirtschaftsgebäuden gewesen sein. Von der Burganlage des 12. Jahrhunderts sind nur noch Teile des Bergfrieds und des Oberhauses erhalten.

Die Grundform des heutigen Schlosses ist unter Wolf von Schönberg um 1550 entstanden. Der Kurfürst hatte ihn beauftragt, die Burg zu einem Jagdschloß umzubauen. An die Stelle der alten Fachwerkhäuser traten nun klotzige Steingebäude. Die Jahreszahl 1558, die über der Toreinfahrt zu lesen ist, erinnert an diesen großen Umbau.

Als 1709 der „rote Hahn“ über die Dächer der Stadt springt, scherte er sich wenig um Zugbrücke und Amtsgewalt. Keck hüpfte er auf die Dächer des Schlosses und äscherte alles Brennbares ein.

Das wiederaufgebaute Schloß erhielt im wesentlichen sein heutiges Gesicht. Die Zugbrücke verschwand, und dem aus drei Meter dicken Mauern gefügten Bergfried setzte man eine zwiebelförmige Haube auf. Sie wurde dann 1852 durch ein Kegeldach, das der Bergfried noch heute trägt, ersetzt. Schließlich waren 1870 nochmals Bauleute am Werk; an der Nordfront entstand das wuchtige Verwaltungsgebäude.

Steigst du die Holpergasse zwischen Kreispolizeiamt und Kirche zum Schloß empor, spürst du noch ein wenig von der Furcht, die die Menschen früherer Jahrhunderte hatten. Mit welch trüben Gedanken mögen jene Geknechteten und Entrechteten hier hinaufgekommen sein? In diesen Mauern nistete die Macht. Wie anders sind deine, der du dich frei weißt von allen Ketten! Nimm dir Zeit, wenn du im Schloß bist. Dich erwarten hier keine stundenlangen Führungen durch Gemächer, Hallen, Keller, keine auserlesenen Schätze der Kunst, kein Prunk und Aufwand protzsüchtiger Feudalgeschlechter. Mit viel Liebe und Fleiß haben hier im Schloß Heimatfreunde das zusammengetragen, was die Heimat hervorbrachte.

Ein paar Stufen, die linker Hand vom Schloßhof hinabführen, bringen dich in den Schwarzenberger Tiergarten, den die Station Junger Techniker und Naturforscher einrichtete. Er will kein Miniaturzoo sein mit Raritäten aus aller Welt. Die heimische Tierwelt ist es, der du hier begegnest, Tiere, die in den dunklen Gebirgswäldern, an Bach, Teich und auf den Wiesen leben.

Im linken Flügel des Schlosses ist das Kreisgericht untergebracht. Einstmals als Amtsgericht dazu ausersehen, revolutionäre Arbeiter hinter Schloß und Riegel zu bringen, Recht heuchlerisch über Uarecht zu decken, brachte eine neue Zeit das Recht der Arbeiter und Bauern in dieses Haus.

Im Quergebäude hat das Museum „Erzgebirgisches Eisen“ Unterkunft. Das Museum ist noch jung. Um so erstaunlicher ist es, welche Fülle interessanter Exponate hier zusammengestellt wurden. Es vermittelt dir Einblick in die Geschichte des erzgebirgischen Bergbaus und in die mannigfaltige Verarbeitung des heimischen Erzes. Neben dem Heimatkundlichen Kabinett beherbergt das Schloß auch ein mustergültiges Schauaquarium.

Als das alte Stadtkirchlein beim unteren Tor zu eng wurde, bekam das Schloß die neue, weit größere Kirche zum Nachbarn. Ein wenig tantenhaft schiebt sie ihr Schiff dem Schloß entgegen, während ihr Turm nicht viel von den Amtsleuten im Felsennest hält und sich den Seelen der Stadt zuwendet. Neun Jahre, von 1690 bis 1699, bauten Maurer und Zimmerleute unter Ratsbaumeister Pauli an diesem Gebäude. Die Pläne hierzu hatte der Löbnitzer Baumeister Georg Rothe geliefert.

Von vielen anderen großen Kirchen unterscheidet sich die Schwarzenberger dadurch, daß sie gänzlich ohne Strebepfeiler errichtet wurde. Die Decke ruht lediglich auf den Grundmauern. Dadurch erhält das 18 Meter breite und 34 Meter lange Kirchenschiff eine mächtige Tiefenwirkung. Beim großen Stadtbrand 1709, bei dem das alte Kirchlein abbrannte, blieb die St.-Georgen-Kirche ebenso verschont wie beim Brand im Jahre 1824.

Obwohl Untere und Obere Schloßstraße seit eh und je den Lebensstrang zwischen Markt und Burg bilden, suchst du vergeblich nach Häusern des Mittelalters. Die großen Stadtbrände



Schwarzenberg



Das neue Johannegeorgenstadt

rafften sie allesamt dahin. Du brauchst dich deshalb nicht zu wundern, wenn das Bild dieser Straßen und auch der hängige Marktplatz durch klassizistische Architektur bestimmt wird. Die Fassaden sind schmucklos, doch gut proportioniert und bilden aufeinander abgestimmt eine Einheit.

An einem Haus in der Oberen Schloßstraße kannst du lesen, daß in ihm am 20. November 1865 Amalie von Elterlein gestorben ist, die Dichterin des „Erzgebirgischen Heiligobendliedes“.

Bummelst du durch die Stadt, so wirst du nur am Malzhaus, neben dem oberen Tor, noch Reste der 15 Ellen hohen und drei Meter dicken Stadtmauer finden, die 1433, nachdem die Hussiten die Stadt gestürmt hatten, bis auf den Rasen geschleift werden mußte.

Vom Rockelmann aus hast du einen herrlichen Blick auf Schloß und Stadt. Von diesem Höhenrücken südlich der Stadt geht die Sage um, daß er ursprünglich zum Bermsgrüner Wolfsgut gehört habe. Zu einer Teuerung sei er gegen ein hausbackenes Brot an Schwarzenberg gekommen.

Die Schwarzenberger haben sich auf diesem bewaldeten Granitbuckel saubere Parkanlagen geschaffen. In sie eingebettet liegt das Schwarzenberger Naturtheater. Aus einem alten Steinbruch ist es entstanden. Bis zu 700 Menschen nimmt es auf, die dann an den Sommerabenden Schillers „Tell“, Hauptmanns „Versunkene Glocke“ oder Zellers „Vogelhändler“ erleben, im wahren Sinne erleben, denn die Bühne bietet alle Möglichkeiten dazu.

Freilich ist sie ein Zwerg gegenüber der ebenfalls am Rockelmann liegenden „Wilhelm-Pieck-Feierstätte“. Die braunen Machthaber ließen sie von ihren billigsten Arbeitskräften, den Angehörigen des Arbeitsdienstes, als sogenannte Thingstätte errichten, auf der sie die breiten Massen mit ihrem Gift beträufeln konnten. Provokatorisch nannten sie die Anlage „Grenzlandfeierstätte“.

Heute dient die „Wilhelm-Pieck-Feierstätte“ denen, die sie mit Spitzhacke, Hammer und Bohrstahl schufen, den arbeitenden Menschen.

Die Feierstätte ist 102 Meter breit, in der Waagerechten 130 Meter tief und hat 174 Stufen, die einen Höhenunterschied von 30 Metern überwinden. Bei Versammlungen finden dort über 20 000 Menschen Platz.

Vielleicht fiel dir bei deinem Stadtbummel ein kamillenähnliches Blümchen auf, das an Felswänden, Ufer- und Straßenmauern, oft auch in Hausgärten als Unkraut wuchert. Wenn es in den Sommermonaten blüht, meinst du, von weitem Schneekleckse zu sehen. Die Einheimischen nennen es Schwarzenberger Edelweiß. Eigentlich heißt es Spanische Schneewucherblume (*Chrysanthemum parthenifolium* Pers.). Man nimmt an, daß es um 1850 mit der Korkeichenrinde aus Spanien eingeschleppt wurde. Du darfst es dir gerne als Andenken mitnehmen, es gibt genug davon, allerdings vorwiegend bei Schwarzenberg. In Dresden, an der Brühlschen Terrasse, soll es auch vorkommen.

Vergeblich wirst du im oberen Teil der Stadt nach Industrieanlagen, qualmenden Schornsteinen und Fabrikatoren gesucht haben. Schwarzenbergs Industrie konzentriert sich am unteren Stadtausgang, in Wildenau und Sachsenfeld. Dort liegen so bedeutende Werke wie der VEB Waschgerätewerk Schwarzenberg oder der VEB Formbau Schwarzenberg.

Obwohl Schwarzenberg in der Vergangenheit mehr Beamten- als Industriestadt war, in der die Amtshauptmannschaft mit all ihren Ämtern und Dienststellen saß, entwickelte sich frühzeitig eine revolutionäre Arbeiterbewegung. Hier wirkten der Lehrer und Arbeiterführer Ernst Schneller, den 1944 die Waffen-SS ermordete und der Arbeiterführer Ernst Scheffler, der nach 1945 bis zu seinem Tode als Landrat des Kreises Aue tätig war.

Hast du Schwarzenberg kennengelernt, wirst auch du der Meinung sein, die Stadt hat ihren eigenen Charakter. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes die Perle des Erzgebirges.

## IM SCHWARZWASSERTAL

„Eiserne Täler“ heißen jene im Gebirge, in denen Eisen gegraben, in Hütten geschmolzen und in Hämmern zugerichtet wurde.

Goldene Täler waren sie denen, die in den Herrenhäusern saßen. Nahes Erz, kraftvolles Wasser, ergiebiges Holz und billige Arbeitskräfte türmten Geld. Eines dieser goldenen Eisentäler war das Schwarzwassertal.



Noch bevor du Schwarzenberg verläßt, mußt du an den behäbigen Gebäuden des Kugelhammers vorüber. Ursprünglich Besitz der Herrschaft, wie auch der Erlahammer, lieferte er Stückkugeln für Sachsens Armee. Wenige Kilometer talaufwärts wuchtete der Erlahammer. Wieder ein Stück höher wirkte die Antonshütte. Wie die Perlen einer Kette folgen Breitenhof, Wittigsthal und Breitenbach.

Nur in wenigen ehemaligen Hütten und Hämmern wird heute noch Eisen verarbeitet. Aus dem Erlahammer ent-

wickelte sich der VEB Eisenwerk Erla, eine Spezialgießerei für Zylinder- und Motorengrauguß, und in Wittigsthal arbeitet die Firma Schleitzer und Co.

Nachdem man im Schwarzenberger Kugelhammer eine Zeitlang Erze benachbarter Gruben aufbereitete, wurde daraus eine Drahtfabrik, die Wiesenthaler, Rittersgrüner und Breitenhofer Eisen verarbeitete. Noch heute heißt eines der Gebäude „Drahthammer“. Es mag das alte Herrenhaus gewesen sein. Aus der Antonshütte ging 1865 eine Holzschleiferei hervor, die sich später zur Papierfabrik entwickelte. Die Papierfabrik „Franz Dziebko“, ein volkseigener Betrieb, benannt nach einem Antifaschisten, ist heute eine der wichtigsten des Erzgebirges.

Überhaupt zogen, nachdem Friedrich Gottlob Keller den Holzschliff erfunden hatte, kleine und große Holzschleifereien, Pappen- und Kartonagenfabriken ins Schwarzwassertal ein.

Das Bachbett gleicht die meiste Zeit einem Geröllband. In gemauerten Gräben wird das Wasser in die Mäuler der Fabriken geschickt, über Turbinen und Maschinen gejagt und ausgespuckt. Doch schon stellen sich neue Wehre in den Weg, und gehieft Schützen empfangen es im nächsten Betriebsgraben. So pendelt das Schwarzwasser von einem Betriebsgraben in den nächsten das Tal hinab.

Breit und ausladend ist das Tal oberhalb Schwarzenbergs. Du ahnst, daß Bahn und Straße noch vor wenigen Jahren einen anderen Weg nahmen. Neuer Anbruch im Schwarzwassertal machte Begradigungen notwendig. Die Straße wurde breiter, und die Bahn bekam einen zweiten Strang. Eine Großgarage und neue Siedlungen drängen sich am Rosental der Straße entgegen, bevor du noch Erla erreicht hast.

Weit enger ist das Tal in Erla. Vom Osten her schiebt sich der Eduardstein vor. Gegenüber wellen sich die Höhen von Bermsgrün. Vielleicht tust du einen Blick in das an der Straße stehende Herrenhaus gegenüber dem Eisenwerk. Hier wohnten einstmal die Herren des Erlahammers. Mächtige Bäume wölben an der Südseite ihre Kronen über die Hausdächer. Dort, wo die Straße hinauf nach Crandorf klettert, liegt der Rotenberg. Hier grub man weit über die Grenzen Sachsens hinaus bekanntes Eisenerz.

Steil steigen hinter Erla die Hänge links und rechts empor. Um den Hirschstein herum breitet sich dunkler Fichtenwald. Anders an den Hängen des Magnetenberges. Langgestreckte oder spitz aufsteigende Halden geben der Landschaft ihre eigene Note. Denkmäler des Fleißes der Wismutkumpel sind sie, der Kräfte des neuen Anbruchs. Die Straße biegt um eine Felsengruppe, und vor dir liegt Antonsthal.

Ein Teil des Ortes steigt den Halsbachweg hinauf, der andere bleibt an der Talstraße und nimmt in sich die Papierfabrik auf. Antonsthal hat nach 1945 Zuwachs bekommen. Droben am Magnetenberg, an der Straße nach Rittersgrün, entstand ein neuer Ortsteil, Antonshöhe, gebaut für die Kumpel der Wismut. Idyllisch in Wald eingebettet, schart sich eine kleine Stadt um das neue Kulturhaus.

Zwischen Wald und Felsen verläuft die Straße, immer neben Schwarzwasser und Eisenbahn her, Breitenhof entgegen, einem Ortsteil des am gemächlich ansteigenden Hang liegenden Breitenbrunn mit seiner Jagdschloßruine. Seit wenigen Jahren hat sich in Breitenhof ein Institut für Gangerzbergbau niedergelassen, in dem Bergingenieure ausgebildet werden.

Gerade dort, wo die Rittersgrüner Straße abzweigt, schlägt das Tal einen Haken, weil sich der Kammerstein von Nordwesten her vorschiebt.

Am VEB Pappen- und Kartonwerk Carolathal quält sich die Straße nach Steinheidel empor. Droben am Hang siehst du die Häuschen liegen.

Da hast du das Täumerhaus erreicht, eine gern besuchte und traditionsreiche HO-Gaststätte. Einstmals stand hier ein Zechen- und Berghaus, das dem bauenden Gewerken Georg Teubner gehörte. Er ließ sich 1718 verbriefen, Bier brauen und ausschenken zu dürfen. Fortan kehrten Holzfuhrlaute, Bergmänner und Waldarbeiter ein, Hausierer und Boten. 1830 wurde dieses Haus unter Opp eine regelrechte Gaststätte.

Blickst du den Steinbach hinauf, der beim Täumerhaus ins Schwarzwasser mündet, bist du überrascht. Hast du in dieser Waldeinsamkeit einen derart wuchtigen Bau vermutet? Vor dem Hinteren Märzenberg entstand nach 1945 dieses moderne Bergarbeiterkrankenhaus, das den Namen Dr. Georg Benjamins trägt. Halbkreisförmig schmiegt es sich der Landschaft an. Um das Krankenhaus herum ist ein neuer Ortsteil von Steinheidel entstanden mit Häusern für Ärzte, Pflegepersonal, Wirtschaftsgebäuden und einem Heizwerk.

Von hier aus hat man übrigens bequemen Aufstieg zu der mitten im Wald liegenden Jugendherberge „Hans Baimler“ an der Roten Grube.

Mitten durch die bewaldeten Höhen des Granitschiefers, an St. Georgenthal und St. Albertsthal vorbei, führt die Straße zur Stadt am Fastenberg.

## STADT AN DER STAATSGRENZE — JOHANNGEORGENSTADT

Unter den erzgebirgischen Bergstädten ist Johanngeorgenstadt die jüngste. Das ist sie in doppeltem Sinne. Viel später und aus anderen Gründen als all die anderen im Gebirge entstand sie zu einer Zeit, als längst das große „Bergkgeschrey“ verklungen war. Sie ist es aber auch deswegen, weil sie sich seit wenigen Jahren verjüngt wie keine andere. Immer mehr Stadtteile rücken dem Auersberg näher, weil das alte Stadtgebiet Grubenland des neuen Anbruchs wurde.

Aus Sicherheitsgründen mußten Wohnhäuser, Rathaus, Marktplatz, Gassen und Straßen weichen. Wo sie waren, wächst heute Wald oder türmen sich Schütten und Halden. Droben aber auf der Höhe, in dunklem Fichtenwald gebettet, steht die neue Stadt, kühn, modern, den neuen Lebensansprüchen gerecht werdend.

Die Stadt am Fastenberg, wie zuweilen Johanngeorgenstadt genannt wurde, entstand um 1653. Katholischer Fanatismus verjagte die letzten Protestanten aus der benachbarten kaiserlichen Bergstadt Platten (tschechisch Blatná). Auf einem Pfad, der das Schwarzwassertal mit Böhmen verband, flüchteten die Glaubens-treuen ins lutherische Sachsen. In acht armseligen Hütten zusammengepfercht, verbrachten die Exulanten in der Nähe des Fastenbergs einen mörderisch kalten Winter.

Bittgesuche erweichten den damaligen Landesherrn, Kurfürst Johann Georg I. Im Frühjahr 1654 genehmigte er den Glaubens-vertriebenen, im Urwald am Fastenberg eine Stadt zu errichten. Was lobpreisen spätere Chronisten diesen Landesherrn? Nutzlosen Urwald gegen Siedlerland einzutauschen, konnte es ihm schwerfallen? Für ihn war diese Genehmigung eine Geste mit Augenzwinkern. Dafür gaben die Exulanten der Stadt seinen Namen, den sie heute noch trägt.

Wohlüberlegt bauten sie ihre Siedlung, mit fünf Längs- und sechs Quergassen, mit Marktplatz, Rathaus und Kirche. Allein um den Marktplatz anzulegen, mußten sie 2000 Wurzelstöcke roden. Und da sich diese Stadt so gewaltsam in den Urwald gedrängt hatte, streunten in klaren Winternächten die Wölfe durch

die Gassen oder brummelten die Bären über den Marktplatz, als könne es nicht anders sein.

Kärglich schlugen sich die Exulanten mit dem Bergbau durchs Leben. Noch heute findet man neben den Halden des modernen Bergbaus Halden, Schürfgräben und Stollenmundlöcher aus längst vergangenen Tagen. Bis vor wenigen Jahren stand bei der Fundgrube „Neu-Leipziger Glück“ ein alter Pferdegöpel, ein Vorläufer moderner Förderanlagen.

Auch in Johannegeorgenstadt blieb der Bergmann ein armer Maulwurf. Um 1700 gehörte es zum gewohnten Bild, daß dreizehnjährige Knaben im Schacht arbeiteten, und das für einen Hundelohn. Ob Goethe davon wußte, als er 1785 an Frau von Stein aus Johannegeorgenstadt schrieb: „Eine schöne altdeutsche Bergstadt“? Oder war es so selbstverständlich, daß sich niemand darum scherte?

Am 19. August 1867 morgens 9 Uhr brach im Hause des Tischlers Eduard Schäfer Feuer aus. Es sprang in mörderischer Lust von Haus zu Haus und brachte eine fürchterliche Katastrophe über die Stadt. Nachmittags 15 Uhr waren von 355 Häusern 287 eingäschert. Acht Menschen blieben in den Flammen. Was in 213 Jahren durch Fleiß entstanden, war binnen fünf Stunden Schutt und Asche.

Die Not war groß. In ganz Deutschland wurde für die Obdachlosen gesammelt. 200 000 Taler kamen auf diese Weise zusammen.

Vom Bergbau konnte sich längst nicht mehr die Stadt ernähren. So kam die Handschuhmacherei auf. Seit 1869 entstehen aus feinen Lamm- und Ziegenfellen diese feinledernen Gebilde. Die Handschuhindustrie erlebte Blütezeiten und Krisen. Obwohl seit wenigen Jahren die Textilindustrie dominiert, fertigt man in der Bergstadt noch heute Handschuhe.

In den zwanziger und dreißiger Jahren wurde Johannegeorgenstadt Hochburg des Wintersports. In den Wintermonaten donnerten Sonntag für Sonntag überfüllte Sonderzüge, aus Leipzig kommend, das Schwarzwassertal aufwärts ins Schiparadies. Auf der „Hans-Heinz-Schanze“, der damals größten deutschen Anlage, sprang 1930 der Norweger Siegmund Ruud 70 Meter und 1933

Birger Ruud sogar 76 Meter weit. Das grenzte um diese Zeit an Weltrekorde. Aus der Stadt selbst gingen eine Reihe bedeutender Springer hervor, wie Paul Krauß II, Olympiateilnehmer von 1936. Seit 1961 hat Johanngeorgenstadt eine moderne Großsprunganlage. Springer aus Johanngeorgenstadt gehören zur deutschen Spitzenklasse.

Im alten Apothekengebäude wurde am 21. Januar 1837 der Forstmann Georg Baumgarten geboren, der Erfinder des ersten lenkbaren Luftschiffes. Die Patenturkunden und Unterlagen für seine Erfindung werden noch heute im Deutschen Museum zu München aufbewahrt. Graf Zeppelin verwirklichte Baumgartens Idee, während Baumgarten in dessen Schatten blieb. Innerlich gebrochen, starb er 1884 in Colditz.

Willst du nun von der Altstadt zur Neustadt, mußt du unablässig steigen. Die Straße ist voller Verkehr, denn die neue Stadt hat keinen Bahnanschluß. Barackenartig sind die Häuser, die links und rechts die Straße säumen, entstanden in jenen Jahren, als Tausende, die der neue Bergbau rief, Unterkünfte brauchten. Wie Pilze schossen diese Häuser aus der Erde. Da galt es, billig und schnell zu bauen. Man sieht es den Bauten an. Viele wurden bereits gründlich überholt oder durch bessere ersetzt.

Auf der Höhe an der Tankstelle hast du einen herrlichen Fernblick. Drunten am Hang liegt die alte Stadt. Drüben im Süden steht der wuchtige Plattenberg gegen den Himmel. Mit seinen 1040 Metern Höhe gehört er zu den höchsten Erzgebirgsbergen der benachbarten ČSSR. Davor blicken die Anlagen der Glückauf-Schanze am Schwefelbach aus dem Wald.

Hast du die Kuppe überschritten, bist du im neuen Johanngeorgenstadt. Hell geputzte Häuser leuchten dir entgegen. Wie fröhliche Augen blitzen die weiten Fenster. Dunkle Natur-schieferdächer verschmelzen mit dem Fichtenwald. Sgraffitos schmücken Fassaden und Erker. Neue, gepflegte Straßen, von Grünanlagen gesäumt, bringen dich mitten hinein in die neue Stadt.

Vor dem Postamt steht jene Postsäule, die einst den Marktplatz der Altstadt zierte. Formsön, mit kursächsischem Wappen ge-

schmückt, wirkt sie wie ein erhobener Finger. In Wegestunden sind die Entfernungen angegeben, die einst die Postkutsche zurücklegte.

Du wanderst an modernen Läden vorüber und wirst den Wald der Fernsehantennen auf den Dächern bestaunen. Großzügig ist der Bau der polytechnischen Oberschule angelegt. Natürlich hat die Stadt ihr Kulturhaus. Hier trifft sich alt und jung nach Feierabend. Schau dir den Veranstaltungsplan an und du weißt, dieses Haus ist der kulturelle Mittelpunkt der neuen Siedlung.

Frag einen Alteingesessenen, er wird dir gern bestätigen, daß es sich in der neuen Stadt weit besser lebt als in der alten.

Benutzt du von Steinbach aus den Auersbergweg, sind es kaum drei Kilometer, und du hast den Auersberg erreicht.

Sag nun selbst, der du mit auf Wanderfahrt durchs westliche Gebirge warst, ist dieses Stück Land nicht liebenswert?

Sangen die Gebirgler einst: „Mit kenn König möcht ich tauschen“, und sie wußten, daß es Lüge war, so singen sie heute: „Daß kein neuer Krieg das Land verwüste . . .“, und sie singen es froh und überzeugten Herzens, gewiß, daß es sein wird, wenn sich alle darum mühen, auch du!

#### AUF HAUPTWANDERWEGEN DURCHS AUERSBERGGEBIET

In kollektiver Arbeit markierten die Natur- und Heimatfreunde im Deutschen Kulturbund ein großes Netz von Hauptwanderwegen, das viele Landschaften und Gebiete der Deutschen Demokratischen Republik miteinander verbindet. Diese Wege sind an ihren blauen Markierungszeichen erkennbar.

Auch das Auersberggebiet wird von mehreren dieser Hauptwanderwege berührt.

Der mit dem blauen Dreieck markierte Weg Heringsdorf – Ziegenrück kommt von Löbnitz über Schloß Stein bei Hartenstein ins Auersberggebiet. Er berührt zunächst den Keilberg, eine 557 Meter hohe betürmte Kuppe nördlich der Bergstadt Schnee-

berg. Vom Keilberg hat man vor allem nach Osten hin einen schönen Ausblick. Von Norden her, über die alte Lindenallee, führt der Weg mitten hinein in die Bergstadt, um dann südlich davon zum 593 Meter hohen Glesberg emporzusteigen. Auch dieser Berg trägt einen Aussichtsturm. Von seiner Plattform bietet sich ein herrlicher Rundblick ins westliche Erzgebirge. In der Ausflugsstätte kehrt man gern ein. Nun lenkt der Weg den Wanderer nordwestlich von Aue-Neudörfel hin nach Schneeberg-Neustädtel. Auf dem südlichen Teil des bergbaulichen Lehrpfades steigt er zum alten Bergsee Filzteich empor, um von hier aus in Richtung Hirschenstein – Burkensdorf das Auersberggebiet zu verlassen.

Ein anderer Hauptwanderweg – der Weg Görlitz – Greiz, Markierung blauer Ring – kommt von der alten Klosterstadt Grünhain herüber und führt an der Köhlerhütte und am Fürstenbrunnen bei Waschleithe vorbei. Hier war der zweite Prinz vom Prinzenraub zu Altenburg im Jahre 1455 versteckt und durch einen Köhler entdeckt worden. Nach Schwarzenberg sind es nur wenige Kilometer. Der Weg durchschneidet die Stadt und steigt dann südwestlich von ihr zum Aussichtsturm auf der Morgenleithe empor. Auch von hier hat man einen weiten Rundblick. Über den Lauterer Flügel und den Rundteil führt der Weg am Jägerhaus am Ochsenkopf vorüber, folgt dem Oberen Floßgrabenweg und dem Fällbachweg nach Sosa. Hier schlängelt er sich um die „Talsperre des Friedens“, berührt den Auersberg und strebt dann der Bergstadt Eibenstock entgegen, um über Schönheiderhammer und Schönheide den Kuhberg hinaufzusteigen und dann in das große Wandergebiet des Vogtlandes hinüberzuwechseln.

Und noch ein Hauptwanderweg durchquert das Auersberggebiet: der mit dem blauen Kreuz bezeichnete Weg Zittau – Wernigerode. Von Tellerhäuser – Rittersgrün kommend, führt er an der Breitenbrunner Jagdschloßruine vorüber und durch das Dorf Breitenbrunn. Am Schwarzwasser entlang erreicht er nach wenigen Kilometern das Bergarbeiterkrankenhaus „Dr. Georg Benjamin“ in Erlabrunn. An den Teufelssteinen vorüber bringt er den Wanderer direkt zum Auersberg. Über Wildenthal führt

der Weg weiter zur Talsperre Weiters Wiese nach Carlsfeld und am Großen Kranichsee vorbei, den Grenzweg entlang, ins benachbarte Aschberggebiet.

Warum wurden diese Hauptwanderwege besonders erwähnt? Weil sie zu den schönsten Wanderwegen des Auersberggebietes gehören. Will man ihnen schon nicht auf der gesamten Strecke folgen, so sollte man sich zumindest für Teile entschließen, denn sie sind Lehrpfade unserer schönen sozialistischen Heimat!

## ZUM WEITERLESEN

Manfred Blechschmidt und Dr. Friedrich Barthel: Stimmen der Heimat. Anthologie erzgebirgischer und vogtländischer Mundartdichtung. Leipzig: VEB Friedrich Hofmeister Verlag 1960.

Manfred Blechschmidt: Viel Tropfen machen e Wasser. Dorfgeschichten in erzgebirgischer Mundart. Leipzig: VEB Friedrich Hofmeister Verlag 1960.

Erhard Böhm: Rund um den Schneckenstein (Morgenröthe, Rautenkranz, Carlsfeld, Bad Reiboldsgrün, Mühlleithen) (Unser kleines Wanderheft Nr. 102). Leipzig: VEB Bibliographisches Institut Leipzig 1962.

Reinhold Langner: Neue Schnitzarbeiten im Erzgebirge. Leipzig: VEB Friedrich Hofmeister Verlag 1957.

Dr. Siegfried Sieber: Die Spitzenklöppelei im Erzgebirge. Leipzig: VEB Friedrich Hofmeister Verlag 1955.

Dr. Siegfried Sieber: Zur Geschichte des erzgebirgischen Bergbaus. Halle: VEB Wilhelm Knapp Verlag 1954.

Hermann Heinz Wille: Silbernes Erzgebirge. Dresden: Sachsenverlag 1958.

4000 km Hauptwanderwege der DDR. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut 1960.

Wanderkarte Auersberggebiet (Johanngeorgenstadt - Eibenstein - Schneeberg - Aue). Maßstab 1 : 50 000. Berlin: VEB Landkartenverlag.

## INHALT

Berge und Wälder .....	5
Dem Himmel nahe .....	8
In den Kammwäldern .....	12
Bei den Bürstenmachern und Stickern .....	16
An der „Talsperre des Friedens“ .....	21
Wo die Engelwurz wächst .....	25
Floßgrabenwanderung .....	29
Der Bergsee und seine Landschaft .....	32
Die Stadt auf dem Schneeberg .....	38
Aue – die Werkstatt des westlichen Gebirges .....	46
Schwarzenberg – Perle des Erzgebirges .....	53
Im Schwarzwassertal .....	58
Stadt an der Staatsgrenze – Johanngeorgenstadt .....	62
Auf Hauptwanderwegen durchs Auersberggebiet .....	65
Zum Weiterlesen .....	68

Umschlaggestaltung: Rudolf Uhlisch, Leipzig. Umschlagbild: Blick zum  
Auersberg

Fotos: Christoph Georgi, Schneeberg

Textillustrationen: Adelhelm Dietzel, Dresden; Ehrhart Kundisch, Borsdorf  
bei Leipzig; Kurt Herschel, Holzhausen bei Leipzig

Verlagslizenz: 433 130/34/62 K 2/57 MdI der DDR Nr. 7062

Gesamtherstellung: VEB Vereinigte Druckereien Magdeburg

IV-14-50 12.61 10 000 3407

ES 15 C 2

## STÄDTE UND LANDSCHAFTEN

Eine neue Reihe heimatkundlicher Literatur für Feriengäste und Wanderer, die eingehender als die Wanderhefte mit Erholungslandschaften, Ferienorten und vielbesuchten Städten unserer Republik bekannt macht.

Preis jedes Heftes 2,- DM

- Heft 1 Oberhof
- Heft 2 Tambach-Dietharz - Georgenthal
- Heft 3 Stützerbach - Schmiedefeld am Rennsteig
- Heft 4 Blankenburg am Harz - Regenstein - Rübeler Höhlen
- Heft 5 Friedrichroda - Tabarz - Finsterbergen - Waltershausen
- Heft 6 Moritzburg
- Heft 7 Ilmenau - Elgersburg - Manebach
- Heft 8 Spreewald
- Heft 9 Unstruttal (Von Naumburg bis zur Sachsenburger Pforte)
- Heft 10 Am Stausee von Hohenwarte
- Heft 11 Arendsee und Altmarkland
- Heft 12 Rund um Masserberg (Altenfeld, Eisfeld, Fehrenbach, Friedrichshöhe, Gießübel, Goldisthal, Heubach, Katzhütte, Masserberg, Schnett, Schönbrunn)
- Heft 13 Greifensteingebiet
- Heft 14 Suhl und Umgebung
- Heft 15 Talsperre Pöhl - Jocketa - Syrau - Jöbnitz
- Heft 16 Auersberggebiet (Schneeberg - Aue - Schwarzenberg)
- Heft 17 Zittauer Gebirge
- Heft 18 Annaberg-Buchholz und das Obererzgebirge
- Heft 19 Die Bodetalsperren
- Heft 20 Scharmützelsee

VEB BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT  
LEIPZIG

Für Wanderungen in dem in diesem Heft behandelten Gebiet  
empfehlen wir die Wanderkarte

Auersberggebiet

Johanngeorgenstadt – Eibenstock – Schneeberg –  
Aue

Maßstab: 1 : 50 000

VEB LANDKARTENVERLAG BERLIN

36. 8° 2870





8.09.02

30 XII 1993

Hinweise

Signatur

36.80 2870

Stok

400

RS

Bub

64

AK

Ro

Titelaufn.

h

AKB

FK

Wanderer

Sachverh.

Bio K

Bild K

SWK

Auerberg - Gebiet

(Fischer) x

Sonderstandort

Signum

Ausleiher-  
vermerk

1/9/280 Jd-G 80/61

